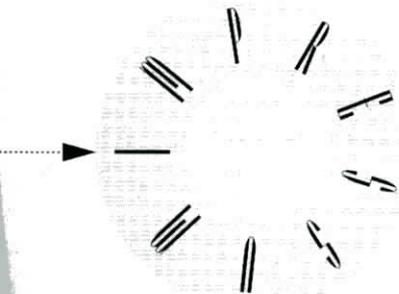


LUST & FRUST	Frau in der Wissenschaft <i>von Birgit Dahlke</i>	2
LEIDENSCHAFT	Allein mit Aliens <i>von Christiane Kloweit</i>	4
IM GESPRÄCH	Der Akt des Schreibens bedeutet für mich Lust <i>von Barbara Keller</i>	7
QUALIFIZIERUNG	Qualvolle Lust abendlicher Vorlesungen <i>von Uta Kehr</i>	9
KINDER	Alle für eine(n) – eine(r) für alle <i>von Sabine Bujack-Biedermann</i>	12
MÜTTER	„Von mir soll sie das haben? ...“ <i>von Ulrike Bagger</i>	13
LUST	Ich habe Lust! <i>von Luise Sommer</i>	14
LUST	Hallo Leute! <i>von Marie</i>	16
EROTIKMUSEUM	„Als das Vögeln laufen lernte“ <i>von Ines Koenen</i>	17
ZEIT	Lust auf Zeit <i>von Annette Maennel</i>	19
ALTER	Eines Tages wachst du auf und bist 80 <i>von Ricarda Musser</i>	20
PROJEKTGELD	Die kalte Hand <i>von Christiane Kloweit</i>	22
MODE & MENSCH	Schönsein in der alten und in der neuen Welt <i>von Annette Maennel</i>	23
MENSCH & MODE	Gefährlicher Chic <i>von Astrid Nickel</i>	27
EßLUST	Oma Herzeleins Rouladen <i>von Tatjana Walter</i>	30
RHYTHMUS	Donnerstagabend im Juli <i>von Katja Wolf</i>	31
FEMINISMUS	Was meint „Wir“? <i>von Eva Schäfer</i>	33
LESERINNENDEBATTE	zu Annegret Stopczyks Buch: „Nein danke, ich denke selber“	41
TAGUNGEN	Schule aus Frauensicht <i>von Christine Weiß</i>	49
REZENSIONEN	<i>von Ulrike Gramann, Annerose Gündel, Ines Koenen, Ricarda Musser</i>	56
IHR AN UNS	Infos	63

Weibblick
 Herausgeberin:
 Redaktion/Herst.:
 Autorinnen:
 Fotos:
 Grafiken:
 Layout & Design:
 Satz:
 Druck:
 Anzeigenbüro:
 Bankverbindung:

Anklamer Str. 38, 10115 Berlin, Tel.: 448 55 39, Fax: 448 55 42
 Unabhängiger Frauenverband, Anklamer Straße 38, 10115 Berlin
 Annette Maennel
 B. Dahlke, Chr. Kloweit, B. Keller, U. Kehr, S. Bujack-Biedermann, U. Bagger,
 L. Sommer, Marie, I. Koenen, R. Musser, A. Nickel, T. Walter, K. Wolf, E. Schäfer,
 Chr. Weiß, U. Gramann, A. Gündel, A. Maennel
 Annett Ahrends: S. 1, 3, 10, 12, 15, 18, 32, 49; Chr. Kloweit: S. 4; B. Keller: S. 8;
 M. Körzendörfer: S. 21, S. Bergemann: S. 23; W. Zentgraf: S. 25; M. Deutscher: S. 53;
 K. Drischner: S. 60; Archiv: S. 52, 54, 61 – Nicht näher benannte Fotos stehen in keinem
 direkten Zusammenhang mit den jeweiligen Beiträgen!
 4. Umschlagseite, S. 62: Anke Feuchtenberger
 A. Raidt, M. F. Müller / Titel: A. Raidt
 „Weibblick“
 Querformat
 Anklamer Straße 38, 10115 Berlin, Tel.: (030) 448 55 39, Tel.: / Fax: (030) 448 5542
 Anzeigenpreisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.
 Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00, Konto-Nr. 4153 81 0504
 Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.



IN EIGENER SACHE

Liebe Leserinnen,
wie bisher in jedem Jahr mit Weibblick, erscheint unsere Dezemberausgabe mit einem Kalender von Anke Feuchtenberger. Für alle, die ihre Zeichnungen mögen und uns als Leserinnen treu geblieben sind. Dankeschön! In diesem Heft gibt es viele Texte, in denen Frauen sehr persönlich über ihre lustvollen oder aber frustrierenden Erfahrungen schreiben. Wir hoffen, daß Sie die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr zum Entspannen und zum Lesen nutzen können. Wir als Redaktion würden uns freuen, wenn Sie auch die theoretischen Texte, oft „Bleiwüste“ genannt, oder unsere Leserinnendebatte neugierig machen, Sie zum Nachdenken bringen oder Sie aufregen.

Wir werden uns, mit Ihrer Unterstützung, auch im nächsten Jahr bemühen, weiterhin zu erscheinen, weil wir glauben, daß wir uns selbst den Blick aus Frauensicht schuldig sind.

Ein spannendes und lustbetontes Jahr 1997 wünscht Ihnen Ihre Annette Maennel



LUST UND FRUST

Birgit Dahlke

Literaturwissenschaftlerin

LUST UND FRUST –
FRAU IN DER WISSENSCHAFT

Endlich mal raus! Und wenn's nur Bad Godesberg ist, wo sich unsere Volksvertreter gute Nacht sagen. Also raus aus der mentalen Lähmung frischer Arbeitslosigkeit und rein ins aufregende Wissenschaftsleben: eine Tagung muß her. Findet sich immer und der moralische Aufrüstungseffekt sollte die Tagungsgebühren doch wert sein. Also auf in den Intercity-Verkehr der Dienstreisenden und frank und frei das Gespräch gesucht mit dem Aufbauhelfer Ost aus Süddeutschland, der nach einer aufreibenden Dreitageweche endlich heim zu Mutti ins erholsame Einfamilienhaus will. Ertappt! Spätestens an dieser Stelle sind Sie sich ganz sicher, daß hier wieder so eine frustrierte Emanze die Feder schwingt, Bingo! (Gibt's auch lustige Emanzen? Oder wären das eher lustvolle?)

Nun gut, lassen wir den Intercity mit den angegrauten Schlipsherrschaften und wenden wir uns dem wirklichen Konferenzgeschehen zu. Der Tagungs-ort ist ganz und gar seriös: „Unser Haus am Godesberger Stadtwald hat sich zu einem nationalen und internationalen Treffpunkt entwickelt. In Seminaren, Konferenzen, Fachtagungen, Colloquien und Hintergrundgesprächen (!) erfüllen wir unseren Auftrag (!), junge und erwachsene Bürger für die Demokratie zu

begeistern und gleichzeitig zu befähigen, diese mit christlich sozialen Ideen mitzugestalten. Das Haus der Akademie, in herrlicher Waldlage Bonns, ist nur fünfzehn Minuten von Parlament und Regierungsviertel entfernt.“

So nah war ich der Macht noch nie, nicht mal in der FDJ.

Nach Begrüßung durch den Herbergsvater und christlich-demokratischem Grundkurs (Appell vor den Bildern der Stiftungssahnen, Kurzschwur auf das Grundgesetz, Huldigung gegenüber anwesenden Presse-Vertretern, Dankesworte an Veranstalter und – noch wichtiger – Geldgeber... Sie lesen richtig, kein großes I, tatsächlich alles Männer!) läuft sich der erste Redner (Sie ahnen es: ein Mann) langsam für das Eröffnungsreferat warm. Über die emanzipatorischen Beziehungspotenzen linksdrehender Morphem-Synapsen und deren Verfremdung durch Digitalisierung entsprechender Hybride geht seine Rede. Er endet wie erwartet mit Thesen zur abendländischen Wesensgewißheit konstruktiver Identifikationsstrukturen. All dies bleibt unwidersprochen, das Publikum in der Arena muß sich erst noch warmlaufen. Ich versuche, mich zu sammeln: worum geht es?

Uff! Erstmals Kaffeepause, freundliche Begrüßungsgesten der Gemeinde, neugierige Blicke auf die Namensschilder der Neuen. Herr Professor, Frau Doktor, Leute ohne mindestens zwei Buchstaben vor dem Namen sind gleich auszusortieren, obwohl: es könnte Presse sein. Jetzt spricht der zweite Redner. Er dreht elegante rhetorische Pirouetten zum Thema ambivalenter Kommunikationspräferenzen von Süßwasserpolyphen im Holozän. Wunderbar! So geschliffen!

Hat Stil, der Mann. Doch halt: er bekommt die spitze Klinge seiner Kritiker zu spüren, schließlich hat er sich selbst auf die Bühne begeben, da kann er keine Schonung erwarten. Schließlich hätte man selber doch auch... Aber man gehörte nicht zu dem Kreis der Auserwählten ... Methodische Prämissen? Anhänger der X- oder der Y-Schule? Diskursanalyse oder Systemtheorie? Ich versuche immer noch, mich zu sammeln: du mußt was sagen!! Mitreden, widersprechen. Zu welcher Schule gehöre ich eigentlich? Meine is abgewickelt. Jetzt kommt eine Frau dran, endlich! Ihre Schuhe sind unmöglich! Der Rock ist auch zu kurz. Ihr Thema? Natürlich wieder so ein Frauenthema: Einige Aspekte prämenstrueller Störungen in der Adoleszenzphase unter besonderer Berücksichtigung der ehemaligen Zugehörigkeit zu sozialistischen Funktionsebenen. Da mußt Du mitreden, hier steht unsere Vergangenheit zur Diskussion! Wo bleiben die Stimmen aus dem Osten? Die authentischen Erfahrungen? Pause. Informationsaustausch: Wer hat wem welches Forschungsprojekt zugeschanzt? Wer war nochmal Gutachter in der AFG-Stiftung? Ist der hier? (Wieder alles Männer!) Wie hast du das mit deiner Stellenverlängerung gemacht? Bis wann?

Zum Abschluß des ersten Konferenztages spricht nun ein Gast aus „den Staaten“ zum Thema: Die Reformulierung logozentrischer Topoi in den deutschen Narrationskulturen – Indikatoren eines Paradigmenwechsels. Er findet Zustimmung, jedenfalls bei denjenigen, die in ihm den wissenschaftlichen Trendsetter erkennen. Hier wird gerade eine neue Runde im Historikerstreit

(ohne großes I) eingeläutet. Und ich kann sagen, ich bin dabei gewesen. Die ersten Pressevertreter vereinbaren Interviewtermine. Ich muß mich melden, irgendwas Provokantes wird mir doch einfallen. Vielleicht den jungen Marx zitieren? Oder besser Bitchy Bitch? Hier bricht mein Tagungsprotokoll ab. In den folgenden zwei Tagen ergaben sich noch ein Small-Talk über meine „östliche Wissenschaftsozialisation“ („äh, Sie haben Kinder? Wie nett!“), ein Spaziergang durch den Bonner Stadtwald (leider ohne Kontakt zu Parlament und Regierungsviertel) und eine sehr emotionale Ost-West-Debatte wie gewohnt. Zurück aus Bonn bei der Einfahrt auf dem Bahnhof Zoo gingen mir die verpaßten Chancen durch den Kopf, bis ich mich schließlich darauf besann, daß die Schulsachen für die Kinder noch nicht gepackt waren, der Waschmaschinenmonteur anzurufen war, der Großeinkauf wohl erneut verschoben werden mußte, weil die Tochter zur Kieferorthopädin (!) mußte, ich noch keine Weihnachtsgeschenke hatte, mein „Arbeitsberater“ mich zu sehen wünschte und der Termin für die Bewerbung um ein Habilitendium abließ.

Dieser Kommentar zum Thema „Frau in der Wissenschaft“ wurde angeregt durch den Konferenzbericht Annett Gröschners in Sklaven 19/1995, der sich im übrigen auf das selbe Konferenzritual 1990 bezog. Sechs Jahre später drehen sich die Mühlen offensichtlich noch immer in der alten Richtung, von den früheren Teilnehmerinnen sind nur noch wenige dabei, die meisten haben inzwischen das Hangeln von Stipendium zu Stipendium aufgegeben (zumal



ihnen ihre Professoren und Fürsprecher durch Abwicklung oder Vorruhestand abhanden gekommen sind) und verkaufen stattdessen Versicherungen oder Thüringer Bratwürste auf dem Weihnachtsmarkt, erläutern der Presse die neuesten Mietsteigerungen der WIP oder Fraktionsbeschlüsse der Grünen, bewerben sich erfolglos als Empfangsdame oder Europasekretärin... Wenn eine Glück hat, macht ihr (natürlich getrennt von ihr lebender) Mann nach abgeschlossener Philosophie-Promotion jetzt „in Immobilien“ und sie erzieht inzwischen die gemeinsamen Kinder. Manchmal, wenn das Spinat-Soufflé wiederum nicht gelingt (auch intelli-

gente Frauen können kochen!), wenn Sie die Kosmetik-Tips aus der Marie-Claire verlegt hat, ihr Liebhaber sich verspätet und der halbwüchsige Sohn in Französisch schon weiter ist als sie in ihrem Volkshochschulkurs, dann ist sie sich nicht mehr so sicher, ob sie den Uni-Zirkus nicht doch der Zugehörigkeit zum Heer promovierter Hausfrauen hätte vorziehen sollen...



*Anmerkung:
Figuren und Ort der Handlung sind fiktiv, Übereinstimmungen mit real existierenden Personen und Geschehnissen sind rein zufällig.*



ALLEIN MIT ALIENS

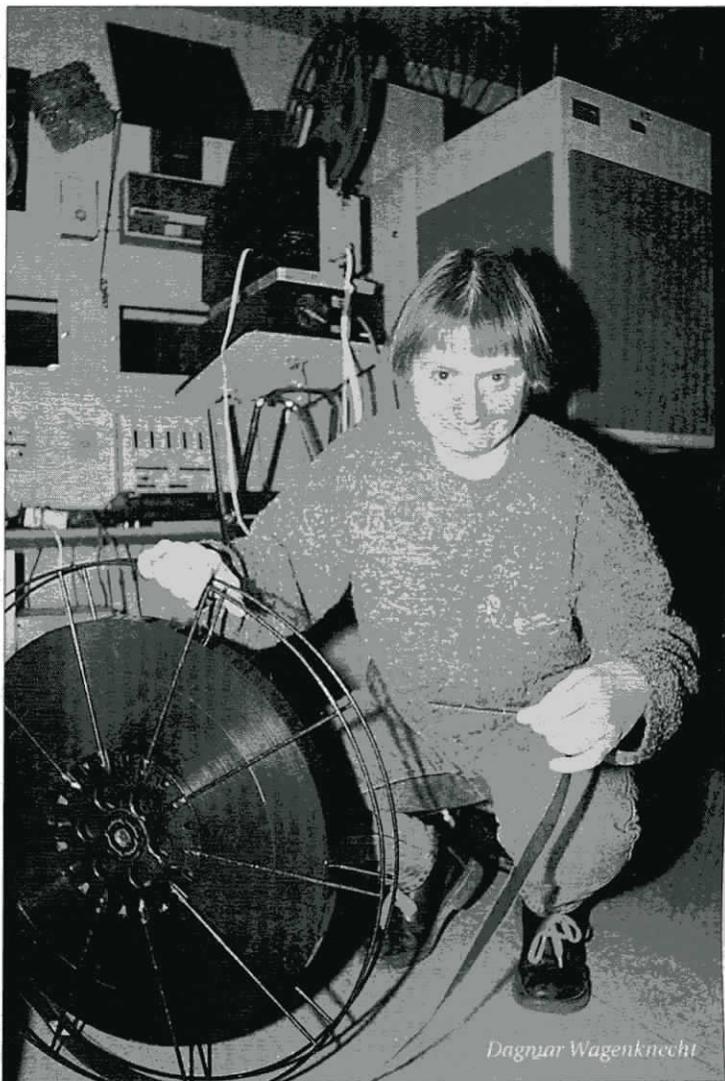
Christiane Kloweit

Journalistin und Satirikerin

Am Schalter für den Bahnversand von beweglichem Gut. Gegenstand: Film. Stückzahl: 1, in Klammern: Fünf Patronenhülsen. Die Person hinterm Schalter zählt: Ein Film, fünf Patronenhülsen, macht sechs Gegenstände. Die Person vor dem Schalter sagt, glauben Sie, ich würde fünf Patronenhülsen verschicken? Die Amtsperson zuckt die Achseln, was weiß man heutzutage. Sie erinnert sich nicht an den DEFA-Film „Fünf Patronenhülsen“. Sie kennt Dagmar Wagenknecht nicht, die Absenderin. Sie kennt ihre Pflicht. Das muß genügen. Sechs Gegenstände also? Nein, nur einer, ein Film.

Klingt wie im Kino, oder? Bei Dagmar Wagenknecht klingt das meiste wie im Kino. Sie ist nämlich meistens im Kino. Sie ist die Geschäftsführerin des Erfurter Vereins Initiative Kommunales Kino e. V. und schickt die Filme, wenn sie eine Woche gelaufen sind, an den Verleih zurück.

Seit sie an das Kassierbrett der Sternelichtspiele (da ist jetzt schon Jahrzehnte eine Turnhalle drin) in der Weimarer Marktstraße heranreichte, hat sie fast jeden Tag mindestens einen Film gesehen. „Das kalte Herz“ war der erste. Sie kannte jeden Film, auch 'die ganzen



Dagmar Wagenknecht

14-jährigen', war oft zwei oder dreimal am Tag im Kino. Kino kostete 'ne Mark oder einsfüßig. „Sie tanzte nur einen Sommer“, da hat sie geheult, geheult, geheult. Später eher selten. Aber es blieb dabei: Sie war und ist kinoverrückt.

Geboren 1949. So alt wie unsere Republik, hieß es damals. Damals machte sie eine ganz normale Lehre und arbeitete ganz normal als Sekretärin im Weimarer Stadtbauamt. Da war sie natürlich auch oft im Kino, so oft die Pflichten beim Aufbau des Sozialismusses es zuließen. Ab und zu war sie aber auch beim Kegeln. Und da traf sie einen – vom Kino. Vom Filmclub Weimar, und das war's. Von da an hieß ihre Freizeit vor allem: Kino ehrenamtlich. Unauffällig, weder vordergrundbedürftig noch schwatzhaft, wie ein Filmklubkollege, der einen Film nicht unter 20 Minuten Rede hin und her und Rolle der Bedeutung vorstellte; das Publikum fieberte derweil, konnte sich aber im volkseigenen Lichtspielbetrieb nicht mit Popcorn und Eiskonfekt ablenken. Unermüdlich fuhr sie zu internen Filmvorführungen, beschaffte Filme, hatte dabei immer wieder ideologische Barrieren zu überwinden und blieb manchmal stecken, studierte die wenigen Filmzeitschriften, die zugänglich waren, schrieb Programme und Ankündigungstexte. Das begann beim Kegelabend 1975.

1982 bekam sie das Angebot von der Bezirksfilmdirektion, in Erfurt das erste Studio-Kino der DDR zu leiten. Mit Tischchen zwischen den bequemen Sesseln, kleinen Lämpchen, und auf den Tischchen konnte man ein Glas Wein abstellen oder ein Bier und – wenn es

eine Zuteilung gegeben hatte – die Nüßchen. Dagmar sagte nach einigem Zögern zu, als sie auf dem Fahrplan gesehen hatte, daß täglich über 30 Züge nach Erfurt fahren. Sie qualifizierte sich zur fachgeprüften Filmtheaterleiterin. Der Kino-Klub in Erfurt wurde mit ihr zu einer der besten Adressen für Kino. Das ist es heute noch. In den Ufa- und anderen Kinopalästen wird das Publikum von Terminator & Co. überrollt. Ich hab nach der Wende sofort mit Filmkunst angefangen, sagt Dagmar Wagenknecht. Das Kino ist im Interessenverband Filmkommunikation Thüringen e. V.. Die meisten Filmklubs darin spielen unter wechselnden Bedingungen, mal in Hörsälen, in Klubhäusern und auch nicht täglich. Ein eigenes Kino wie in Erfurt hat so gut wie keiner mehr.

Jeder Film läuft eine Woche. Es gibt Vorstellungen täglich 17.30 Uhr, 19.30 Uhr und 21.30 Uhr. Jedesmal ein anderer Film. Wenn sie – selten – die Wahl hat zwischen synchronisierter Fassung und OmU, Original mit Untertiteln, wählt Dagmar OmU. Es gibt hier noch die Woche des sowjetischen Films. Als die drei Teile des „Stillen Don“ liefen, hat ein Manager aus Hamburg von seinem Sekretariat Karten bestellen lassen. Er hatte den Film als Junge gesehen und wollte wissen, wie er heute auf ihn wirkt. Es gab Israelische Filmtage, es gab eine lange Serie verbotener DEFA-Filme, es gibt die Ökomedie – ökologische Filme. Im Sommer liefen Filme open air in einem der schönsten Erfurter Altdorfhöfe, dem Kulturhof Krönbacken; das Gerüst für die Riesenleinwand hatte ein Weimarer Dachdecker gestiftet. Im

Kommunalen Kino laufen Filme aus Ländern, die nicht als Filmländer einen Namen haben, hier laufen Filme für Minderheiten und Randgruppen. Das Kino hat nur 52 Plätze. Als „Der Duft der grünen Paprika“, eine vietnamesisch-französische Gemeinschaftsproduktion lief, waren 100 VietnamesInnen samt Kindern da. Als das Kino einen kurdischen Film zeigte, kamen vierzig KurdInnen; das Gespräch mit dem Regisseur mußte für die zehn Deutschen, die auch da waren, übersetzt werden.

Im Sommer können sich die BesucherInnen zwei Monate lang Filme wünschen. Dem verdankt Dagmar gute Tips. Und überhaupt – manche Filme, sagt sie, müssen einfach hier sein, wir sind das Kino dafür, wir haben das Publikum dafür. Das sind ein paar Dutzend Filmfreaks, die aber auch sonst kulturell umtriebig sind. Wenn eine besondere Lesung in Erfurt ist oder eine Vernissage, dann gehen die Leute dorthin, und im Kino sind nur wenige. Sie sagen sich, so'n Film kann ich immer noch mal sehen, aber da täuschen sie sich. Manche Sachen können sie nur bei uns sehen und nur dieses eine Mal. Sagt Dagmar. Früher rollte der Rubel fürs DDR-Kino. Bloß mit den Filmen haperte es. Erst recht, wenn sie von den Genossen in der Agitationsabteilung der SED-Bezirksleitung als bürgerlich-dekadent abgestempelt worden waren und später, wenn sie zu heftig Perestroika und Glasnost zeigten.

Jetzt steht dir die Filmwelt offen, du kannst alles sehen. Du kannst auch in die Länder fahren, nach denen du Sehnsucht kriegst im Kino. Aber du mußt es bezahlen können.

LEIDENSCHAFT

Der Frau am Bahnversandschalter würde bestimmt nicht das Herz brechen, wenn es das Kino Am Hirschlachufer, eine Quergasse vor Erfurts Flaniermeile Anger, nicht mehr geben würde. Dagmar schon: Es sind zwar nur 14 Jahre, die ich hier bin, aber ich würde die schon mein, naja, mein Lebenswerk nennen. Film war eben immer ihr Ding.

Im Winter '91 hatte Dagmar Wagenknecht einen schweren Autounfall. Ihr ist nichts Ernstes passiert. Aber einen Moment dachte sie, jetzt ist es soweit. Alles lief in Zeitlupe. Wie im Film. Und plötzlich war's still. Sie fährt wieder Auto, und es kommt ihr nicht in den Sinn, den Unfall und die Nähe des Todes mit dem Kino in Verbindung zu bringen. Oder doch? Oder nein. Sie mag es nicht dramatisch, auch nicht feierlich-erhaben, nicht im Leben. Im Kino ja. Emotionen sind wichtig im Kino, sagt sie, scheinbar emotionslos wie eine erfahrene routinierte Filmtheaterleiterin. Wenn sie Kino sagt, hört es sich ganz normal an. Ganz tief darunter sitzt die Leidenschaft: Kino. Lebenslange Faszination. Nie genug. So nahe wie möglich rangehen.

Sie geht auch an alle Leute so nahe wie möglich ran, die mit Geld, auch Zuwendungen genannt, zu tun haben. Du mußt sein wie die Krätze, wenn du Geld willst. Wenn sie dich vorne verabschieden, mußt du hinten wieder aufkreuzen. Das sind ihre Erfahrungen mit Geldbeschaffung. Sie kann nicht sein wie die Krätze. Aber hartnäckig kann sie sein. Deshalb gibt es das Kino noch. Aber es ist mühselig, weil sie es immer

wieder tun muß und immer weniger Erfolg hat. Erst kürzlich schienen zwei ABM-Stellen sicher (was ist schon sicher, das nur ein Jahr dauert, aber immerhin). Arbeitsamt und Stadt Erfurt hatten schließlich ja gesagt, und dann kam doch wieder alles ganz anders. Jetzt hält sie das Kino mit ehrenamtlichen Kräften aufrecht.

In Chemnitz kriegt der Kino-Klub 150 000 Mark im Jahr von der Stadt und sitzt mietfrei in einem kommunalen Gebäude. In Erfurt reicht es nicht für 50 000 Mark Personalkosten im Jahr. Die Miete in der Innenstadtlage kostet fast 4500 Mark. Von den Einnahmen, die die 26 000 BesucherInnen im Jahr einbringen, geht die Hälfte für Verleih und Transport drauf. 1000 Mark kostet das monatliche Programm mit Kurzbeschreibung des Films. Dafür liest Dagmar alle Filmzeitschriften, und das sind heutzutage viele. Wenn sie über einen Film liest, was der evangelische und dann der katholische Filmdienst dazu schreiben, kommt es ihr vor, wie zwei Filme, wenn sie ihn dann gesehen hat, ist er noch mal anders. Es gibt kein objektives Auge.

Ganz Schlaue sagen, du mußt mehr Öffentlichkeitsarbeit machen, Mädels. Zwei überquellende Ordner enthalten allein die Pressebeiträge von 1995. Dagmar hat für Publicity gesorgt. Ein Beispiel: Sie wollte den Dokumentarfilm „Beruf Neonazi“ zeigen. Sie bekam Anrufe von der jüdischen Gemeinde: Machen Sie das nicht. Sie organisierte eine Vorstellung mit Diskussionsrunde, in der die jüdische Gemeinde, Parteien, Gewerkschaften, Jugendliche vertreten

waren. – Kino ist eine politische Einrichtung geblieben. – Und es beeinflusst Menschen und ihre Sicht auf das Leben.

Schon in der DDR gab es im Klub-Kino die Erfurter Filmschule. Die Filmarbeit mit Kindern, Filme gucken, nacherzählen, nachspielen, malen, was sie gesehen haben, wird fortgesetzt. Das Kino kommt in die Kindergärten am Stadtrand von Erfurt. Kinder sind das Publikum von morgen.

Wenn das Kommunale Kino wegfällt, fällt die Filmschularbeit weg. Die Kinder bleiben allein mit den Aliens.



Barbara Keller

Historikerin und Journalistin

DER AKT DES SCHREIBENS
BEDEUTET FÜR MICH
UNEINGESCHRÄNKTE LUST

Dieser und anderen imposanten Fragen geht die österreichische Autorin Susanne Alge in ihrem neuen, im Herbst erschienenen Roman nach. Zu Lust oder/und Frust im speziellen und allgemeinen befragte Barbara Keller sie für „Weibblich“ in einem Interview.

Im vorliegenden, thematisch an Lust und Frust gebundenen Heft die österreichische Schriftstellerin Susanne Alge (geb. 1958) vorzustellen, bereitet weniger Mühe, wenn einer die Freiheit vergönnt ist, mit deren Geburtsort zu beginnen. Lustenau. Genau: Lustenau in Vorarlberg, was auf gutbrandenburgisch, nicht preußisch!, soviel wie GroßBreese in Brandenburg heißen könnte. Susanne Alge, Literaturwissenschaftlerin, um von der Lust an der Sprache im konkreten Fall zu sprechen, lebte seit ihrem Germanistikstudium 1977 in Salzburg. Nach erfolgreichem Examensabschluß arbeitete sie in einem Arbeitslosenprojekt, dessen erklärtes Ziel es ist, schwervermittelbare, d. h. straffällige und psychisch belastete Jugendliche in den Arbeitsmarkt zu (re)integrieren. Bereits während dieser Zeit gelangten erste Kurztexte von ihr zur Publikation – z. B. im Wiener Frauenverlag, „Eva & Co.“ und der Literaturedition „Niederösterreich“. Eine von

Susanne Alge verfaßte Collage „Suche“ – über die junge jüdische Lyrikerin Selma Meerbaum-Eisinger – kam am TOI-Haus in Salzburg zur Aufführung. 1990, die dritte und seltsamste der drei deutschen Revolutionen war vorüber, verlegte Susanne Alge ihren Wohnsitz an den Ort, der bis auf Weiteres die Inkarnation des Begriffs Veränderung werden sollte: Berlin. Während manch sensibler Künstler vor der weit sicht- und hörbaren Verwandlung zweier gutbürgerlicher Puppenstuben in eine Weltstadt floh und in der Stille der Provinz oder in überseeischen Gefilden sein Heil suchte, gelang es Susanne Alge, gerade in dieser Atmosphäre des Aufbruchs die Höhen ihrer künstlerischen Kreativität zu erklimmen. Sie schrieb ihre Dissertation über die österreichische Schriftstellerin Elisabeth Freundlich, ihren ersten Roman „Die Brupbacherin“, hielt unermüdlich Lesungen und arbeitete neben ihrer journalistischen Tätigkeit für Rundfunk und Theater. Das Stipendium des Literarischen Kolloquiums Berlin, der Theodor-Körner-Förderungspreis und das Landesstipendium Vorarlberg ehrten die Schriftstellerin Susanne Alge und halfen ihr für befristete Zeit über die Unwägbarkeiten des irdischen Seins hinweg. Der Titel ihres neuesten Romans, der spätestens im nächsten Jahr erscheinen wird, ist bereits in die nähere Außenwelt gedrungen: „Lügen haben lange Arme“. Zum Inhalt soviel: Die Protagonistin ist eine skurrile, unangepaßte Frau, die uns mit dem Susanne Alge eigenen Humor nahe gebracht wird.

Weibblich: Beginnen wir mit der „Spanischen Eröffnung“ – Wenn Du die Relation von Lust und Frust in Deinem Leben in einem Zahlenverhältnis ausdrücken solltest, wo zwischen 1 und 100 würdest Du es ansiedeln?

Susanne Alge: Wenn ich mich auf der Deutschen Bank befinde, ist der Frust 95. Wenn ich hingegen wie jetzt mit Dir im Kaffeehaus sitze und eine Schorle trinke, dann ist es umgekehrt – dann ist die Lust 95. Intimere Aussagen verweigere ich.

Weibblich: Was für eine Person ist die Protagonistin Deines ersten Romans „Die Brupbacherin“?

Susanne Alge: Sie ist eine historische Person und nachdem, was ich eruiert habe und aus dem Nachlaß herauslas, war sie eine sehr sinnenfreudige Person. Unter anderem betrifft das die Tatsache, daß sie und ihr Mann viel auf Reisen und offensichtlich der Ansicht waren, daß neben einem großen sozialen Engagement auch die Erholung sehr wichtig ist.

Weibblich: Die zentrale Figur in Deinem neuen Roman, „Lügen haben lange Arme“, der gerade entsteht, ist wieder eine Frau. Auf welchen Charakter müssen wir uns gefaßt machen?

Susanne Alge: Sie ist eine sehr schräge Frau, Vollwaise – bei der Großmutter aufgewachsen. Ihre Sozialisation fällt in die 50er Jahre, also in eine mehr repressive Zeit, die sie zur Hausfrau und Ehegattin prädestiniert. Aber sie verweigert sich dem, was heute unter dem Modewort „tough“-Sein abgespeichert wird.

IM GESPRÄCH

Mit dem Blick, den sie auf die Welt wirft mit ihrer etwas schrägen Natur, entlarvt sie diese selbst als schräg.

Weiblick: Gibt es eine Beziehung zwischen der Heldin des letzten Romans und der jetzigen Protagonistin bzw. eine Entwicklung?

Susanne Alge: Entwicklung kann man das nicht nennen. Es gibt auch keinen Bezug. Die „Brupbacherin“ entstand neben bzw. nach meiner Doktorarbeit, es ist eine biographische Arbeit. Ich wurde während meiner Promotion zu meinem großen Frust ununterbrochen daran erinnert, genügend Belege, genügend Beweise – eben dieses dröge Universitäre zu beachten. Deshalb war es mir damals wichtig, eine historische und in einer Art biographische Arbeit zu schreiben. An der jetzigen Figur ist es mir wichtig, ganz frei zu schreiben, die Figur zu erfinden, sie sozusagen zu meinem Geschöpf zu machen. Vor allem habe ich es sehr genossen, sie akkurat in dieser Zeit herumschwirren zu lassen und Phänomene der Gegenwart durch ihre Brille zu betrachten. Während ich bei der Brupbacherin sehr viel Arbeit darin verwendet habe, den historischen Kontext immer richtig zu beschreiben oder im Auge zu behalten.

Weiblick: Die „Brupbacherin“ spielt während der 20er/30er Jahre in der Schweiz. Ein anderer Ort, eine andere Zeit, andere gesellschaftliche Probleme. Der jetzige Roman entsteht sechs Jahre nach der Wende. Spiegeln sich diese Ereignisse in ihm wider? Hast Du als deutschsprachige Ausländerin dazu etwas zu sagen?



Susanne Alge

Susanne Alge: Die Reflexion dieser Ereignisse in aktuellen literarischen Werken wird nur von den neuen oder alten Bundesbürgern erwartet. Ich als Österreicherin bin nicht verpflichtet, Herrn Helmut Kohl dauernd zur Kenntnis zu nehmen – obwohl ich glaube, daß meine Protagonistin eine Bundesrepublikanerin ist. Ich habe sie irgendwo in Süddeutschland aufwachsen gesehen, merkwürdigerweise nicht in Österreich. Indem sie sozusagen das Weltgeschehen im Auge hat, nimmt sie die bundesdeutsche Wende als das wahr, was sie, so glaube ich, irgendwann einmal in dem großen Lexikon sein wird: nämlich in Bezug auf das Weltgeschehen mehr oder weniger ein Fliegenschuß. Wohlbermerkt: im Weltmaßstab.

Weiblick: Was bewegt Dich dazu, Romane zu schreiben? Wenn man die Umstände ihres Entstehens betrachtet und ihre mitunter nicht sehr angenehmen Begleiterscheinungen, entsteht für Außenstehende oft mehr der Eindruck von Frust als von Lust.

Susanne Alge: Ich frag' mich das manchmal wirklich selber. Wie vermutlich viele Schriftsteller meine ich, daß es auch ohne mich mehr als genug Bücher gibt. Ich komme ja nicht einmal mit dem Lesen nach. Gleichzeitig ist es so, daß der Akt des Schreibens für mich fast uneingeschränkte Lust bedeutet. Natürlich manchmal mit dem Horror, es fällt mir jetzt nichts ein – aber selbst das hat noch ein bißchen masochistische Lust. Das gehört dazu. Aber das Schreiben, das Erfinden, ist für mich unglaublich schön. Man kann das mit einem Fotografen vergleichen, der irrsinnig gern fotografiert – aber der Rest des Prozesses interessiert ihn nicht mehr besonders. Ich mag einfach gern schreiben – ich schreib für's Leben gern. Das ist uneingeschränkt Lust. Christa Wolf, über die ich meine Magisterarbeit geschrieben habe, hat das in ihrer „Christa T.“ sehr viel schöner gesagt: „Ich möchte gerne dichten und liebe auch Geschichten.“

Ausgewählte Veröffentlichungen:

„Die Brupbacherin. Annäherung an ein Leben.“ Innsbruck: Haymon Verlag, 1995.

„Fingerlandschaften“ in: „Auf der Achterbahn“: München, Piper Verlag 1996.

Uta Kehr

Servicegesellschaft FOBEKO

VON DER QUALVOLLEN LUST ABENDLICHER VORLESUNGEN

Eine Frau fragte mich mal: „Warum studierst Du denn ausgerechnet Wirtschaftswissenschaften?“ Ganz spontan antwortete ich, daß ich es spannend finde und mehr über das System, in dem ich lebe, wissen will. Wenn ich mich heute frage, was meine Motivation war, als ich mich um einen Studienplatz bewarb, dann bleibt diese Antwort sicher entscheidend, reicht allerdings nicht aus, die selbst erwählte „Doppelbelastung“ zu erklären.

In der Regel sieht ein Tag bei mir so aus: der morgendliche Trott, dann geht's ganztags arbeiten (in eine heiß umstrittene Berliner Servicegesellschaft), nach der Arbeit fahre ich zur Fachhochschule für Wirtschaft – selten staufrei – und habe dort 4 Stunden Vorlesungen. So gegen 22 Uhr wieder zu Hause, bleibt meist nur noch Kraft für Ernährung, Nachrichten und die Berliner „Telefonkrankheit“. Ein 13-14 Stunden-Tag, an Samstagen machen DozentInnen/ProfessorInnen gern Zusatz- oder Ersatztermine; Texte wollen auch gelesen sein, vermittelter Stoff sollte von Zeit zu Zeit nachbereitet werden; Inanspruchnahme von Urlaubstagen zur Prüfungsvorbereitung – nebenbei Haushalt und hier und da ein anderes menschliches Bedürfnis... Das klingt alles erst mal ganz schön hart.

Ohne Bereitschaft auf Verzicht, ohne klare Motivation, aber auch ohne vorhandenes Identitätsgefühl wäre ein solches Leben auf Dauer nicht sehr attraktiv.

Manchmal – besonders in Prüfungszeiten – frage ich mich häufiger, wie ich das eigentlich schaffe, ohne dabei selbst auf der Strecke zu bleiben. Erstaunlicherweise finde ich immer wieder Antworten. Ich fühle mich unterstützt durch die Hausgemeinschaft, in der ich lebe, ich studiere in erster Linie für mich selbst – für eigene Interessen – und immer wieder wird klar: ich habe durchaus Freizeit, in der ich mich erholen kann und in der ich zumindest teilweise anderen Bedürfnissen noch nachgehen kann. Nicht zuletzt habe ich einfach auch viel Energie und Kraft.

Anstrengende Arbeitstage, berufliche Weiterbildungen, Krankheit oder andere Ungewöhnlichkeiten führen natürlich dazu, daß die abendliche Konzentrationsfähigkeit am Null-Punkt ist. Doch interessanterweise ist es oft so, daß gerade dann unter den AbendstudentInnen eine angenehme Art von Solidarität stattfindet – letztlich ist es auch der einzige Ort, an dem das Belastungsgefühl geteilt und ein Stück relativiert werden kann. Natürlich ist auch der Inhalt der Vorlesungen, der Stil der Lehrkräfte entscheidend für den Grad der Aufnahmefähigkeit. Ein Kurs zum Thema Steuern erfordert wesentlich mehr Konzentration als z.B. ein „reiner“ BWL-Kurs - der zwar ebenso interessant sein kann (wie spannend es doch ist, das Ziel der Gewinnmaximierung in den verschiedensten Varianten und Methoden

zu erfahren...), aber ist dennoch leichter zu bewältigen. Je nach eigenem Vorwissen, gestellten Anforderungen, Lust am Thema kannst du gern mal 'n Schwätzchen mit der Nachbarin/dem Nachbarn halten. Oft ist es recht lustig bei uns und wir haben Spaß in den Vorlesungen, wenngleich das Leistungs- und Konkurrenzdruck nicht ausschließt. Ich bin inzwischen am Ende des 4. Semesters, 6 weitere – und wohl die interessanteren Semester – liegen noch vor mir. Ein wirkliches Gefühl von Belastung und Anstrengung hatte ich eigentlich nur im 1. Semester.

Vor Aufnahme des Studiums habe ich einige Jahre in Frauenprojekten gearbeitet – eine Zeit, in der Arbeit und Leben immer eins für mich waren. Das änderte sich mit Arbeits- und Stadtwechsel, wenngleich ich mich immer noch aktiv in Frauenzusammenhängen (vorzugsweise im Unabhängigen Frauenverband und im Frieda-Frauzentrum) engagierte. Die Entscheidung zum Studium hieß also auch: Verantwortung abzugeben, mich von – bis zu diesem Zeitpunkt – wichtigen Frauenzusammenhängen zu verabschieden und „dem Westen ein Stück entgegenzutreten“ – all dies brauchte seine Zeit.

Ich wollte den UFV-Termin hier, eine Vorstandssitzung dort unbedingt noch irgendwie wahrnehmen – daß dies nicht funktionierte, habe ich schnell gespürt. Ich gab die Vorstandsarbeit im Frieda-Zentrum auf, trennte mich innerlich von einigen UFV-Zusammenhängen, und dies war durchaus auch eine Trennung von bisherigen Lebensbereichen. Inzwischen weiß ich diese Arten der



Trennung gut für mich anzunehmen. Ich arbeite weiterhin in der UFV-Finanz-AG mit, und das reicht mir. Ohne schlechtes Gewissen, ohne Angst, schief angeguckt zu werden, manchmal allerdings mit dem Gefühl von: ich freue mich auf eine Zeit, in der es wieder anders wird, in der ich wieder die eine oder andere Tagung wahrnehmen oder mit vorbereiten kann.

In gewisser Weise könnte mir unterstellt werden, daß ich ziemlich systemdienend lebe (auch noch ein Vorurteil-beladenes BWL-Studium) – ich würde dem nicht mal ausschließlich mit „nein“ begegnen. Allerdings – wenn ich auf meine eigene hauptberufliche Frauenbewegungszeit zurückblicke, inwieweit haben wir selbst nicht oft genug systemstabilisierend gearbeitet. Nur als ein kleines Beispiel hier die endlosen Finanzanträge. Und wenn am nächsten Tag noch 'n Antrag fertig sein sollte, dann wurde der eben mal nachts noch geschrieben. Der gesellschaftliche Trend des Keine-Zeit-mehr-habens findet gerade in diesen Zusammenhängen genauso statt, auch wenn sich die Gründe im Vergleich zu Wirtschaftsunternehmen und den dort arbeitenden Menschen deutlich unterscheiden. Wenngleich ich diese Zeit nie und nimmer missen möchte, so habe ich doch eins ausschließlich außerhalb der organisierten Frauenbewegung gelernt: die Bedeutung von Erholung.

Ich habe inzwischen durchaus eine besondere Sorgsamkeit mir selbst gegenüber entwickelt – u.a. dadurch, daß ich um den positiven Effekt dieser weiß. Ich habe auch eine andere Art Genuß von

freier Zeit entwickelt, wengleich die beste Zeiteinteilung kein Freifahrtschein für mehr Freizeit ist. Natürlich denke ich auch darüber nach, ob ich die nächsten 3 Jahre so weiterleben möchte. Das kann ich momentan nicht deutlich sagen. So, wie es mir fehlt, öfter einen richtig guten Roman zu lesen, so spannend finde ich noch immer den beruflichen Alltag, die Arbeitsbeziehungen und Anforderungen. Freundeskreis? Dieser hat sich natürlich verändert – z.T. reduziert und damit stabilisiert.

Anerkennung, Angst um Arbeitsplatz, Perfektionismus, Karriere, berufliche Träume – als Motivation für ein 5jähriges Abendstudium? Berufliche Träume vielleicht, Anerkennung ist vielleicht eine Begleiterscheinung – aber nicht ausschlaggebend. Was würde diese nützen für etwas, was nichts mit mir selbst zu tun hat. Angst um Arbeitsplatz? Eher nicht, denn Servicegesellschaften (besonders die, in der ich arbeite) stehen schon generell mit großem Fragezeichen des Weiterbestehens auf der Tagesordnung. Perfektionismus – ich glaube, da fehlt mir Ehrgeiz, bin ich zu bequem und zufrieden genug. Bleibt noch Karriere. Das Wort ist recht negativ besetzt – ob als selbständige Buchhändlerin oder Angestellte einer Firma – in jedem Fall möchte ich perspektivisch frei und selbständig arbeiten können – in einer Umgebung, die atmosphärisch gut und inhaltlich herausfordernd ist.

Als ich 17 war und einen Großteil meiner Zeit damit verbrachte, über Sinn und Unsinn des Lebens nachzudenken, habe ich mir immer wieder gesagt, daß

ich nie etwas leben kann, was nicht meiner Identität entspricht. Oft – gerade auch nach der Wende – hatte ich Angst vor dem, was das letztlich heißt. Die Kompromißbereitschaft in meinem Umfeld steigt immer mehr, die Arbeitslosigkeit auch, die „ganz normalen“ Lebenshaltungskosten werden immer teurer – all dies wird in nächster Zukunft nicht anders. Dennoch weiß ich für mich, daß Identität das Entscheidende überhaupt ist, daß sie kein Luxusanspruch sein muß und da ich sie größtenteils behalten habe, kann ich abschließend nur sagen: Doppelbelastung hin oder her – ich hab's nicht so schwer!

0

A

Sabine Bujack-Biedermann

Redakteurin der Tageszeitung
„Freies Wort“, Saalfeld

ALLE FÜR EINE(N) –
EINE(R) FÜR ALLE

„Nur weil Du für die Zeitung schreibst, glauben alle, daß ich in Deutsch gut sei müsse!“ Hilfflose Wut schrie mein 14jähriger Sohn da heraus, obgleich er nur den Sondertermin, zu dem mich sein Klassenlehrer bat, zu erklären suchte. Das hatte getroffen – und ich war betroffen. Als Überreaktion ließ sich das nicht mehr wegstecken, zumal die Einladung eher sein vorlautes Mundwerk als schlechte Aufsätze erwähnte. Natürlich war der Brief an „Familie Biedermann“ adressiert, als wüßten weder Lehrer noch Sekretärin von meinem Status als „alleinerziehende“ Mutter. In einer Kleinstadt bleiben weder Beruf noch Privatleben verborgen, schließlich hatte derselbe Lehrer an derselben Schule schon schon meine lose Zunge gemäßregelt. Auch die Auswahl des Termins zeugte nicht von Überlegung. Ich wurde nicht nur an einem Donnerstag, der damals noch „langer“ hieß und unser Einkaufsabend war, in die Schule bestellt, sondern auch noch am frühen Abend. Zur besten Familienzeit also, die meine drei Kinder und ich normalerweise beim gemeinsamen Vorbereiten und Vertilgen des Abendbrots in unserer Küche verbringen, die sich als besonders geeignete Kulisse für Tages- und andere Resümées bewährt hat.



Das Gespräch schließlich ergab, daß mein Mittlerer lediglich ehrlich gewesen war, indem er seine Unaufmerksamkeit mit Langeweile erklärte, die besagter Lehrer im Unterricht verbreitete. Offensichtlich sollte ich meinem Sprößling klar machen, daß man so etwas nicht tut, sagt, denkt. Irgendwann kam dann auch noch die mitleidige Frage, von der ich nicht glaubte, daß ich sie ernsthaft beantworten sollte: Ob ich das denn schaffe, drei Kinder, Haushalt, Bauen, Katzen, Studium und dann der Beruf (auch noch eine von der Presse!). So ungehalten mich solche Arroganz macht, so verlegen werde ich, wenn anerkennend gefragt wird, wie ich das denn schaffe... siehe oben. Meist sind es Frauen, die diesen Satz positiv betonen. Sie verstehen dann auch, daß das Lob an meine Kinder gehen muß. Schließlich halten es die drei schon all die Jahre mit mir alleine aus und müssen eine Entscheidung ausbaden, die sie nicht beeinflussen konnten. Es war eine schlechte Entscheidung, wenn es auch

die beste der möglichen war. Zumal hat sich ihr Vater inzwischen gänzlich aus dem Leben der drei verabschiedet, trotzdem fühle ich mich nicht als „alleinerziehend“. Schließlich sind wir zu viert, was den Muskettierspruch nahe legt, der eben auch die Umkehrung beinhaltet.

Nach dem Gespräch in der Schule, auf dem Weg nach Hause, grübelte ich über die „erzieherisch wertvollste“ Auswertung am Bett meines Mittleren nach. Eine glänzend saubere Küche und sein aufgeräumtes Zimmer entthoben mich dieses Fehltritts, wir konnten über Wichtigeres schwatzen.

Als ich später an meinem Schreibtisch saß, blieb mein Blick an einem alten Brief an der Pinnwand darüber hängen. Mit mühevoll ordentlicher Kinderschrift hatte mir der Nikolaus im vorigen Jahr geschrieben: „Sie haben viel zu viel Streß wegen der Arbeit. Nehmen Sie sich einmal Urlaub: Sonst können Sie so bleiben.“ ☹

Ulrike Bagger

Bibliothekarin und Studentin

VON MIR SOLL SIE DAS HABEN?–

... *Sieben Porträts von Müttern lesbischer Töchter*“**Eine Meinung – keine Rezension!**

Doch, ich war sehr neugierig auf das Buch der freien Journalistin und Autorin Viola Roggenkamp mit dem vielversprechenden Titel. Vielleicht könnte das Buch für mich eine Anregung sein, um mit meiner eigenen Mutter ins Gespräch zu kommen?

Viola Roggenkamps im Buch vorangestellte These empfand ich als sehr provokant: sie glaubt nicht, daß frau lesbisch geboren wird, sondern, daß Mütter mit dazu beitragen, ob ihre Töchter lesbisch werden oder nicht, jedoch konnte ich kann in den dargestellten Lebensläufen keine verallgemeinerungswürdigen Zusammenhänge erkennen, die es erlauben, aus dem Verhalten der Mütter auf die lesbische Entwicklung der Töchter zu schließen.

Ich finde die Lebensläufe der Befragten interessant, aber die Art der Fragen und der Darstellung oft so, als ginge es der Autorin darum, Frauen, die nicht ihrem Bild entsprechen, vorzuführen. Um ihre eigene Wertung zu verdeutlichen, fügt sie bei einigen Frauen ein, ob sie seufzen, langsamer sprechen, verlegen werden oder dgl. Zum einen bleibt es verborgen, aus welchen Gründen diese Einfügungen

gemacht oder nicht gemacht werden. Zum anderen bleibt da nicht mehr viel Raum, mir ein eigenes Urteil über die Befragte zu bilden. Schade eigentlich. Desgleichen wechselt sie immer mal den Stil in der Darstellung der Befragten – Erzählung, Interpretation, Nacherzählung, direkte und indirekte Rede; doch es wird zunehmend unklarer, ob es nun Aussagen der Befragten oder Interpretationen der Befragten sind. Die Sicht der Befragenden und die Sicht der Befragten bleiben damit unklar, und ich vertraue den Darstellungen und der Autorin zunehmend weniger. Obwohl es der Autorin nach ihren Worten nicht um eine Schuldfrage geht, finde ich ihre Art zu fragen und zu kommentieren, oft sehr interpretativ und denunzierend. Ihr Frauenbild scheint mir voller Klischees: „Ein Garten, eine kleine Oase, durch die jetzt eine große schlanke Frau auf mich zukommt. Lesbisch! Die Mutter ist lesbisch geworden. Es ist das erste, was ich bei ihrem Anblick denke. Dann öffnet sie mir. (...) Mir fallen sofort ihre langen Beine auf und ihre kurzen Haare, ganz kurze Haare (...).“ Oder, diesmal trifft das Klischee einen Mann: „Neben mir am Tisch ein heterosexuelles Paar. Oder? Doch, doch. Obwohl – er? Vielleicht ist er schwul und weiß es nicht? Weichlicher Typ, schwammig, und vor sich einen riesigen Eisbecher mit einer überhängenden Sahnewolke obendrauf.“ Ziemlich dreist finde ich die Feststellung, die sie über eine Mutter trifft, bei der es nicht so ordentlich aussieht, wie es die Autorin wohl aus Anlaß ihres Besuchs erwartet: diese Frau scheint wohl immer „jemanden zu brauchen, der für sie sorgt und sich um sie kümmert.“ Auch noch „der“ für sie sorgt! Und wieso sind

da eigentlich nur die Mütter gefragt? Nur, weil – wie die Autorin im Vorwort bemerkt – „der wichtigste Mensch in den ersten Lebensjahren eines jeden Menschen die Frau“ ist? Sind die Väter mal wieder nicht fein raus? Da wäre genauso zu fragen, welches Männerbild diese Väter bei ihren Töchtern geschaffen und hinterlassen haben, das dann genauso wie das Frauenbild der Mütter zum Lesbisch-sein beigetragen hat. Wieso sollen's wiederum nur die Mütter gewesen sein, wenn es überhaupt schon jemand „gewesen sein“ muß? Die Autorin scheint davon überzeugt zu sein, daß lesbische Frauen in der Regel noch immer in einer infantilen und ungeklärten Beziehung zu ihrer eigenen Mutter verhaftet sind und genau und nur deswegen lesbisch leben. Ich schließe dies aus den aus dem Buch „Psychoanalyse der Frau...“ (s. S.186) verwendeten Zitaten. Ich kann die o.g. These der Autorin nicht nachvollziehen, auch nicht mit Hilfe des Nachwortes. Ich halte ihre These für konservativ und politisch unklug. Denn hat nicht gerade die These vom Angeboren-Sein der Homosexualität auch dazu geführt, daß lesbische Frauen sozusagen in Ruhe gelassen und nicht mehr mit Psychiatrie, Hormonspritzen, Umerziehungsversuchen und dergleichen mehr belästigt, gedemütigt und gequält werden? Bis zuletzt kann ich der Autorin nicht abnehmen, daß sie es als positiv erlebt, daß Frauen lesbisch geworden sind – durch ihre Mütter, mit Hilfe ihrer Mütter, dank ihrer Mütter.

Viola Roggenkamp: „Von mir soll sie das haben? Sieben Porträts ...“, Berlin: Krug & Schandenberg, 1996. 

ICH HABE LUST!

Von der abhandengekommenen und wiedergefundenen

Im 1988 im VEB Bibliographisches Institut Leipzig erschienenen „Jugendlexikon – Jugend zu zweit“ kommt das Stichwort Lust nicht vor. Auf „Lues“ folgt: Lüstern sein heißt gierig sein auf sexuelle Erlebnisse, aber auch auf sexuell gefärbte Reden und Witze. Ein Lustknabe läßt sich auf homosexuelle (...) Beziehungen meist gegen Bezahlung oder Geschenke ein. Lustmolch ist eine saloppe Bezeichnung für einen überaus sinnlichen, schnell auf Intimverkehr zusteuern den Partner. Lustmord ist ein Mord, der ausschließlich sexuelle Beweggründe hat (...).

Ich habe die Drei-, Vier-, Fünfjährige, die ich einst war, zurückgeholt in mein Leben. Ich habe ihren Schatz geborgen, der nun auch meiner ist. Das kleine Mädchen zeigte einen starken Willen. Ihr zuweilen bockig vorgebragtes „Nein!“ und „Ich hab' keine Lust!“ traf so gut wie immer auf elterlichen Widerstand. Sie war weder in ausreichendem Maße gehorsam, noch folgsam. Plaziert zwischen dem nur wenig älteren Bruder und der nur wenig jüngeren Schwester, versuchte sie, das Ich zu retten. Irgendwann – vielleicht ab

Luise Sommer
Journalistin

dem siebten Jahr – gab sie ihren Widerstand auf. Die Machtfrage war geklärt, und sie hatte verloren. Sie muckte selten auf, die „Böcke“ – später bei Familienfeiern ein amüsierendes Thema – traten nicht mehr auf. Sie war zur Einsicht in die verschiedenen Notwendigkeiten gelangt und somit – frei. Vor allem frei von Lust. Die ruhte solide verpuppt im Inneren. Irgendwo im dunklen, runden Raum zwischen Magen und Gebärmutter. Dort zumindest fühlte ich sie, als ich mich mit knappen 30 auf die Suche nach ihr begab.

Die in den 60ern Geborenen konnten noch nicht auf Antiautoritäres hoffen, die in der DDR geborenen nicht mal auf alternative Konzepte wie Montessori oder Waldorff. Unsere Eltern hatten als Kinder in der Kriegs- und Nachkriegszeit entbehren müssen. Welchen Wert hat Lust zwischen Bombenalarm und Brotmarken? Lust konnte das Leben kosten. Disziplin half zu überleben. Zucht und Ordnung galten in diesem Landstrich traditionell als Tugend. Verzicht ging über in Fleisch und Blut. 'Man kann nicht alles haben. Schreien kräftigt die Lunge. Ein Klaps hat noch keinem geschadet.'

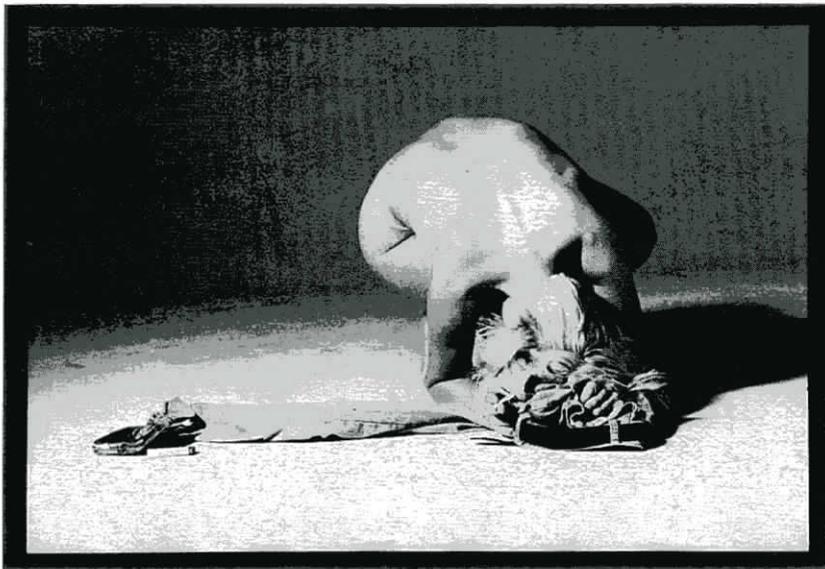
Wer kennt sie nicht, diese Sprüche. Dabei wollten auch unsere Eltern nur unser Bestes. Wirklich. Und das müssen wir Ihnen glauben. Bei mir war das Beste: hübsch gekleidet, vorzeigbar, Manieren, meine Gewitztheit fand Anerkennung. Ich war wohlgeraten und gereichte meinen Eltern überwiegend zur Freude. Ich erfüllte ihre Erwartungen, weniger meine. Ich hatte keine Erwartungen mehr an mich. Ich funktionierte wirklich gut. Nie hörte ich ein wohlwollend-begleitendes:

Wie würdest du entscheiden? Mach, wie du es für richtig hältst! Wozu hast Du Lust?

Lust? Ein Fremdwort! Es kam im öffentlichen elterlichen Leben nicht vor. Dieses Wort gab es nicht. Es hat verhindert, daß ich mir selbst Bewußtsein verschaffte. Ich erzähle hier keine ausschließlich persönliche Geschichte. So wuchsen Unzählige im großen „Kollektiv“ DDR auf. Das Miteinander, ein Wir-Gefühl trug uns über die Jugendjahre.

Wie die Eltern glaubten auch wir in den Siebzigern, daß „das gemeinsame Ringen“ um die „gemeinsame Sache“ eine sonnige Perspektive eröffnen würde. Nur ein paar Großmütter, die schon manches hatten kommen und gehen sehen, blieben skeptisch: „Ein Dachdecker kann doch kein Land regieren!“ Zumindest schafften er und sein Büro, das ver-einnahmende „Uns“ in allen seinen Varianten per Lese-, Geschichts- und Staatsbürgerkundebuch, per Pionier- und FDJ-Zusammenkünfte in Hirn und Seele zu montieren. Wer sich dem „Wir“ widersetzte, den wurde das Urteil „Egoist“, nicht „Individualist“ gefällt. Wer wollte schon egoistisch sein? Lustvoll war das alles nicht.

Plötzlich tauchte Lust auf. Mit Macht und Pubertät. Verliebtsein – ein göttlicher, alles in Frage stellender Zustand. Was für eine lustvolle Zeit. Ich lernte Lust kennen, fügte sie in mein Leben ein, indem ich ihr einen kleinen Raum im Ich schaffte. Nur dort – dachte ich – ist sie am Platz. Ich besuchte sie, sooft es ging, und lernte genießen. Hingabe – eine neue Erfahrung, ein neues Wort. Ich genoß nichts so wie diese Lust.



Endlich war ich allein – mit einem ausgewählten Menschen. Kein Reinreden, keine Vorgaben, keine Anforderungen, auch keine guten Ratschläge. Das Thema war im Elternhaus tabu, und die Obrigkeit unterstützte das Liebesleben ihres Volkes, indem sie ein einziges Standardwerk in zigtausendfacher Auflage drucken ließ. Ich probierte aus und entdeckte die beglückenden Möglichkeiten der Zweisamkeit. Wie einen Schatz hütete ich diese Lust für Jahre in dem kleinen Raum. Das war gut so und eine Nische in den einschnürenden 80er Jahren. Ich traf keinen Menschen, der von Lust im weiteren als im sexuellen Sinne geredet hätte. Ich traf keinen Menschen, der seinen Lüsten nicht heimlich nachging.

Unbewußt machte ich mich erst 1987, nach der Geburt der zweiten Tochter, auf die Suche nach meiner verlorengegangenen Lust. Mit Ur-Vertrauen stillte ich über Monate. Ein spürbar lustvolles Geschäft. Wir nährten und stärkten uns gegenseitig. Zu eng wurde der kleine Raum. Die Lust ist mehr als abgeschottete Zweisamkeit. Ich begann vorsichtig, sie nicht mehr zu verstecken. Noch konnte ich nicht darüber reden. Es blieb ein Gefühl im Bauch. Weder von den alten Herren im Polit-, noch von denen im Redaktionsbüro wollte ich mich länger wohlmeinend „dirigieren“ lassen! Keine Elterngeneration sollte mir die eigenen Zwänge, Verlogenheiten und Lustlosigkeiten „überhelfen“, damit es mir am Ende doch nicht besser ergehe

als ihr. Ich wollte erwachsen werden und brauchte Spielraum. Das durchzusetzen verlangte enorme Kraft, denn meine Generation ließ man im alten Land weder los, noch 'ran.

Der Herbst 1989 mit seinen enormen Aufbrüchen legitimierte mich, meinen eigenen Aufbruch zu wagen. Ich entpuppe mich. Ich kam der Verlorengegangenen näher, je mehr ich lernte, ohne die „große Herde“, ohne „wir“ im Rücken, im Nacken zu leben. Das Wort „lustvoll“ nehme ich in meinen Wortschatz auf, „freudvoll“ – ein Terminus der FDJ-Großveranstaltungsplaner – gebrauche ich als sarkastische Alternative.

Das „Lustprinzip“ greift Raum und bemächtigt sich meiner erheblich. Ich werde wieder störrisch wie als Fünfjährige, ich beharre und lasse mich nicht beirren. Das Koordinatensystem meines Handelns hat seinen Mittelpunkt wieder in mir. Ich verliere meine Gabe, mich anzupassen. Ich werde kompromißloser. Ich werde immer besser, sage ich von mir. Nicht alle können das verstehen. Nicht alle folgen mir. Manche kommen nicht nach. Und ich frage meine Töchter: Wozu habt ihr Lust?

☉

Hallo Leute,

ich heiße Marie und bin 10 Jahre alt.

Manchmal bin ich Lustlos.

Und manchmal Lustvoll.

Am Montag z.B. hatte ich Lust ins Kino zu gehen. Das habe ich ^{dann} auch mit meinen Freunden ^{gemacht}.

Am Dienstag hatte ich Lust zu schwimmen.

Am Mittwoch hatte ich Lust zum Schlittschuhlaufen.

Am ^{Donnerstag} hatte ich Lust eine alte Dame zu besuchen.

Am Freitag hatte ich Lust etwas zu kochen.

Am Sonnabend hatte ich Lust zu malen.

Und jetzt habe ich keine Lust morgen in die Schule zu gehen.

oder der Schluss: Und jetzt habe ich Lust zu schlafen

Ines Koenen

Theaterwissenschaftlerin



EROTIKMUSEUM

„Als das Vögel laufen lernte“ von Beate Uhse – eine Rundschau.

Also, ich hatte Schlimmeres erwartet. Wahrscheinlich weil die Idee, ein solches Museum einzurichten, Beate Uhse, die Erfinderin der maschinell-technischen Erotik, hatte.

Eröffnet wurde das Museum am 19. Januar 1996 und zählt bisher knapp 250 000 Besucher. Es liegt günstig im Zentrum des Westteils von Berlin, in der Kantstraße in Kudammnähe und wird am Wochenende meist von ausländischen Touristen besucht. Natürlich befinden sich ein Sex- und Pornokino gleich in den angrenzenden Räumen und sind im Erdgeschoß untergebracht. Der eigentliche Museumsrundgang beginnt nämlich ganz oben im dritten Stockwerk und wahrscheinlich hoffen die Ausstellungsmacher auf eine gewisse erotische Stimulans durch den Museumsbesuch.

Der dritte bzw. erste Stock ist in gedämpftem Fliederton gehalten und im ganzen Museum gibt es nicht eine lebendige Aufsichtskraft, alles ist computer- und bildschirmüberwacht. Wären da nicht die zahlreichen Besucher, würde es fast ein wenig gespenstisch

wirken. Man tritt zu Anfang einer (schlechten) Nachbildung von Marilyn Monroe gegenüber, die mit dieser Darstellung ihrem sie nicht glücklich machenden Ruhm eines „Sex-Symbols“ wieder gerecht werden soll. An den Wänden zwischen den einzelnen Nischen findet man Handbücher und Grafiken aus dem asiatischen Raum, die aus dem 18. Jahrhundert stammen. Auffällig ist hierbei die kulturelle Differenz bei der sehr naturalistischen Darstellung der Geschlechtsorgane der beiden Geschlechter, die aber mit einer fast demonstrativ wirkenden Verhüllung der Körper der Agierenden während des Aktes verbunden ist. Wie unerotisch.

Zu den abbildenden Darstellungen von Frauenkörpern, dem Geschlechtsakt und auch männlichen Genitalien werden in vielen Vitrinen zahlreiche Figuren ausgestellt, die allesamt eine erotisch-sexuelle Komponente haben. Die erstaunliche Vielfalt der Darstellungen resultiert daraus, daß die Objekte aus verschiedenen Kulturkreisen und Zeitepochen zusammengetragen wurden. Die Figuren haben die unterschiedlichsten Formen; runde Porzellanfrüchte sind darunter wie ovale Dosen, Vasen, Tabaksbeutel und -dosen. Die weitschweifigste Phantasie kann man bei den Gegenständen aus Japan und China beobachten. Von dort stammen Bordellgeld und -marken, Werbetafeln und andere Motive aus teilweise sehr wertvollen Materialien wie Elfenbein und Perlmutter. Dies deutet auf einen im 17. und 18. Jahrhundert in Asien herrschenden ungehemmten Sinnesgenuß hin, der in den reichen Vergnügungsvierteln vorherrschte.

Erotik- Museum



World of
Erotic Fantasy...

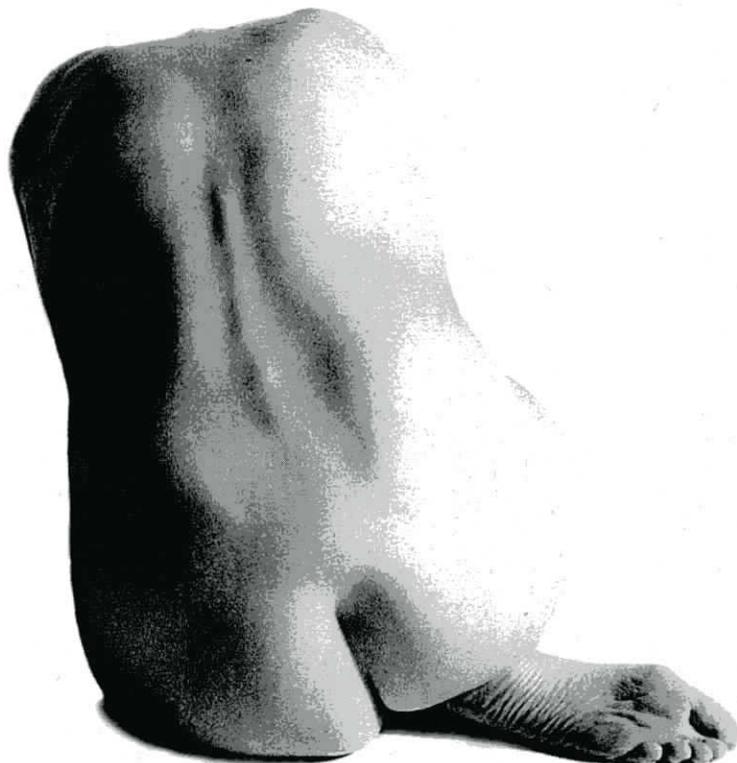
Bis hierhin gestaltete sich mein Besuch des Erotik-Museums wie eine beiläufige kulturgeschichtliche Odyssee und nicht als eine schlüpfrig-morbide Voyeurs-show, wie ich es erwartet hatte.

In der blauen zweiten Etage begeben wir uns weiter in das 19. und 20. Jahrhundert. Hier werden die ersten deutschen Stummfilme in schwarz-weiß mit erotischen Sequenzen gezeigt, insgesamt Filme aus dem Zeitraum von 1900 – 1950. Darunter ist auch ein Film über die lesbische Liebe, der in den Kommentaren bezeichnet wird als „eine Verbesserung gegenüber der alten Zeit des Kicherns und Kreischens“. Immerhin.

Aber auch Altmeister Zille wird mit seinen deftigen Berliner Milieustudien ausgestellt und muß somit als Nachweis erotischer Kunst herhalten. Dies ist wie auch schon bei der Darstellung von Marilyn Monroe ein sehr enger und einseitiger Blick auf diese beiden Künstlerpersönlichkeiten und genügt allenfalls als zitierenswertes Beispiel, nicht aber als Verallgemeinerung in diesem Kontext. Diese Differenz wird in den spärlichen Kommentaren und Texten leider nicht deutlich gemacht.

Die Sammlung oben beschriebener Sächelchen geht weiter und umfaßt kunstvolle Darstellungen genauso wie Kitsch, Obszönitäten, Scherzartikel und Souvenirs. Offenbar kam es den Ausstellungsmachern nicht darauf an, uns über das Verhältnis zwischen Erotik, Sex und Pornographie aufzuklären. Alles steht willkürlich nebeneinander. Die Palette der Ausstellungsstücke geht weiter mit Kondomdosens, Fruchtbarkeitssymbolen aus Bali, Nachbildungen mittelalterlicher Keuschheitsgürtel bis hin zu Kleinplastiken von Tänzerinnen und Sportlerinnen. Unausgesprochen wird hiermit darauf hingewiesen, daß es im Alltag und in der Kunst viele erotische Momente und Situationen gibt, ohne daß sie als solche benannt und erkannt werden.

Daß es mit der sexuellen Freizügigkeit und körperlicher Unbefangenheit nicht immer so stand wie heute, ist an einer kleinen Doktorfigur aus Elfenbein (Japan, 19. Jahrhundert) zu sehen, an der kranke Frauen ihre Leiden demonstrieren sollten, da sie sich nicht entkleiden durften. Auch eine kleine Replik über die Funktion und Handhabung des Korsetts fand Aufnahme in das Museum. Anhand von



verschiedenen Modellen wird gezeigt, daß die Frauen oft Schönheit um jeden Preis wollten; wobei schmale Hüften ja auch heute noch zum Schönheitsideal gehören.

Daneben stehen Gläser mit Potenzmitteln für Männer aus Asien, wie Haifischflossen, geröstete Insekten, Pulver aus Rentiergeweih, Moschusstein, Ginseng usw. usf. Aber auch eine Penisnachbildung aus Naturmaterial, die Frauen zur Selbstbefriedigung verwandten und auch den Männern bei Erektionschwäche und lesbischen Paaren der Stimulation diene, ist zu sehen. Um dem Zeitgeist der political correctness gerecht zu werden, gibt es im Erdge-

schoß neben den Sexkinos einen kleinen Raum, der dem Aufkommen der Sexualforschung und Psychoanalyse und seinem bekanntesten deutschen Vertreter Magnus Hirschfeld gewidmet wird.

Das Museum versucht die Differenzen zwischen Kunst, Kitsch und Kulturgeschichte der Erotik aufzuzeigen und überläßt es dem Publikum, dazwischen zu wandeln. Ein Besuch in diesem Museum ist kurzweilig und lohnt sich wegen einiger sehenswerter Einzelexponate. Es genügt natürlich keinem umfassenden aufklärerischen Anspruch, aber das haben wir von Beate Uhse auch nicht erwartet. ♀

Annette Maennel

Redaktion Weibblick



der Stadt sehen lassen, steht in der Ecke eine afrikanische Figur – die Hüterin des Raumes. Sie nimmt deinen Blick auf und heißt dich willkommen. Der Raum ist so still, und du fühlst dich in deiner Erscheinung so grob, so unförmig und wünschst dir, dich verkriechen zu können. Der Raum nimmt dich so, wie du bist, und du merkst, wie verletzlich du langsam wirst, etwas scheint in dir immer kleiner zu werden. Du willst dich jetzt nur noch auf eines der Kissen setzen, deinem Ruhebedürfnis nachgeben oder auch deiner Traurigkeit nachhängen und hoffst dabei, von niemandem gestört zu werden.

Rafalela Schmakowski, eine helläugige, asketisch wirkende Frau Mitte 50 und lesbische Feministin, gründete diesen Kulturraum für Frauen, nachdem sie sich selbst drei Wochen absolutes Schweigen und Stille verordnet hatte, um nach jahrelanger aufreibender Frauen-Projektarbeit über den Sinn ihres Daseins auf Erden nachzudenken. Während ihrer Zeit des Stillehaltens verspürte sie eine „tiefe Sehnsucht nach Maß und Würde“ und erfuhr an sich selbst, wie „geistesschärfend und lust-

voll“ Schweigen sein kann. Als Heilpraktikerin und Qi-Gong-Lehrerin weiß sie um die Energieströme im menschlichen Körper, die in der traditionellen Chinesischen Medizin „Meridiane“ genannt werden. Atem-, Bewegungs- und Klangübungen sollen der Gesundheit des ganzen Körpers dienen und dabei das Wohlbefinden fördern und heilen. Für Rafalela Schmakowski bedeutet dieser Raum das Zusammenführen eigener, jahrelanger Lebenserfahrungen mit der Möglichkeit, sich mit Behandlungen und Kursen eine Existenz zu schaffen und diesen „luxuriösen“ Umgang mit Zeit finanzieren zu können. Ergänzt wird das Programm durch außergewöhnliche Abendvorstellungen, wie es die Klavierkonzerte mit Christina Thürmer-Rohr und Laura Gallati erwarten lassen oder wenn die Klänge einer Bessie Smith von der Jazzinterpretin Ruth Müller in Szene gesetzt werden. Für Schmakowski bedeutet dieser Raum nicht nur das Ende einer Odyssee durch verschiedene Landes- und Kulturstriche, sondern es ist auch der Ort, zu dem sie vor langer Zeit aufbrach, um hier und jetzt anzukommen.

Und wenn du den Erfahrungen der Initiatorin Rafalela Schmakowski Glauben schenken kannst, wird dir bewußt, daß dies für dich eine große Herausforderung sein kann. Es gibt jeden Tag eine Zeit, in der Frauen sich dieser Stille aussetzen können, ohne dafür einen Obolus zahlen zu müssen.

Kontakt: Zeitraum – Kulturraum für Frauen unter dem Dach der Weibwirtschaft, Anklamer Str. 38, 10115 Berlin, Fon und Fax: (030) 440 86 90.



JUST AUF ZEIT

Du läufst über den ersten Hof, durchschreitest den zweiten Hof, begegnest dir selbst schemenhaft im Glas der Fensterfront eines großzügig geschnittenen Restaurants und findest dich in einem dunklen Treppenaufgang wieder.

Durch ein Faltblatt neugierig geworden, suchst du angestrengt auf den Briefkästen nach dem Namen „ZeitRaum“ – unter dem Dach der Weibwirtschaft in Berlins Mitte. Dir kommt es etwas fragwürdig vor, daß sich in einem Gewerbezentrum, in dem es deiner Meinung nach nur um den kommerziellen Erfolg für die eigene Existenz gehen kann, der sich wiederum deiner Meinung nach nur mit Streß, Hektik, unzähligen Überstunden verwirklichen läßt – daß es also hier einen Ort geben soll, in dem Zeit eine andere Bedeutung hat. Hier wird dir das Verbringen von Zeit als eine Möglichkeit geboten, mit dir selbst ins Gespräch zu kommen.

Du trittst also in einen weiten, sehr hellen und doch warmen Raum und spürst, daß du mit den Filzpantoffeln an deinen Füßen schon ein Stück Alltag vor der Tür gelassen hast. Langsam blickst du dich um, du suchst etwas, woran du dich festhalten kannst. Außer den Fenstern unter den geweißten Balken, die dich dem Himmel näher bringen und dich über die Dächer in die Weite

Ricarda Musser

Informationswissenschaftlerin

FINES TAGES WACHST DU AUF
UND BIST 80

... und du weißt, daß du die Dinge, die du bis jetzt nicht getan hast, auch nie mehr nachholen kannst " (Patientin an ihrem 80. Geburtstag)

Ich nehme mein Fahrrad, meine Tourenmappe und die Patientenschlüssel und beginne meinen Spätdienst als Hauspflegerin einer Sozialstation. Gott sei Dank kenne ich heute alle sieben Patientinnen, so daß ich (hoffentlich!) vor größeren Überraschungen sicher sein kann.

Ich gehe zuerst durch den verfallenen Hinterhof eines verfallenen Wohnhauses und steige in den vierten Stock – meine Lieblingspatientin. 98 Jahre ist sie alt und, wie man so sagt, mit allen Wassern gewaschen. Sie braucht und will vor allem Gesellschaft. Heute hat sie sich das Thema „Partnerschaft und Astrologie“ zum Reden ausgesucht. Gestern erzählte sie Geschichten aus den Weltkriegen und vorgestern philosophierte sie über die gegenwärtige Damenmode. Ich gewinne den Eindruck, daß es kaum einen Gedanken gibt, den sie noch nicht gedacht hat und kaum ein Thema, über das sie noch nicht gesprochen hätte. Trotz fortschreitender Schwerhörigkeit und der Lähmung beider Beine, nimmt sie immer noch am Leben teil und kann

dabei von nichts mehr überrascht werden. Viel zu schnell geht die halbe Stunde vorbei, das dachte ich mir: Es werden wieder 45 Minuten ...

Meine nächste Patientin mag mich nicht besonders, ohne daß ich weiß, warum. Heute empfängt sie mich gleich mit einer Schimpfkanonade. Warum ich nicht klinge, bevor ich die Wohnungstür aufschließe, sie würde immer furchtbar erschrecken, wenn ich so plötzlich auftauche. Sie ist gerade dabei, Kaffee zu kochen und hat vergessen, Wasser in die Maschine zu füllen. Ich hole das nach, mache das Abendbrot und gebe ihr die Medikamente. Dann versuche ich sie zu überreden, sich die Windel wechseln zu lassen – ohne Erfolg, obwohl ich alles versuche. Sie wechselt einfach das Thema und erzählt, sie sei in ihrem Garten gewesen und ihre Tochter habe sie besucht. Sie hatte zwar einen Garten und eine Tochter, aber soweit ich weiß, hat sie beide seit Jahren nicht gesehen. Dann schreit sie mich plötzlich an, warum ich ihr eigentlich nie eine frische Windel gebe und daß sie sich über mich beschweren wird. Kalte Schauer laufen mir über den Rücken. Diese Frau ist völlig in einer irren Welt gefangen. Alle Gedanken und Erinnerungen laufen ohne zeitliche Strukturierung durcheinander. Sie findet nicht mehr heraus, was jetzt ist, was gestern war und was vor 20 Jahren gewesen ist. Ein einziges Chaos, noch dazu eins, das immer schlimmer werden wird...

Ich fahre zur nächsten Patientin. Sie wohnt in einem herrlichen kleinen Bungalow, umgeben von einem Garten. Sie ist schwer lungenkrank und hängt den

ganzen Tag an einer Art Sauerstoffgerät. Früher hat sie mit Behinderten gearbeitet und ist viel gereist; sie verfügt über eine unglaubliche Allgemeinbildung. Als ich komme, diskutiert sie gerade mit ihrer Freundin darüber, ob der Mensch eine unsterbliche Seele besitzt oder nicht und was im ersten Fall mit dieser nach dem physischen Tod passieren wird. Ich bin nicht in Stimmung für derartige Themen, werde aber prompt nach meiner Meinung gefragt. Ich überlege eine Weile und frage dann zurück, wie sie „Seele“ definieren und ob sie einen Unterschied zwischen Seele und Geist sehen. Nach einiger Zeit beschließen wir, das Gespräch morgen fortzusetzen, und ich mache mich an meine Arbeit...

Auch die nächste Patientin ist nett und „pflegeleicht“. Sie gehört zu den Menschen, die sich mit ihrer Krankheit arrangieren, sie in ihr Leben einordnen und diese dann nicht weiter wichtig nehmen. Sie ist erst Mitte 60, hat Parkinson und ist an manchen Tagen unfähig, sich koordiniert zu bewegen. Trotzdem redet sie nie über die Krankheit, es sei denn, ich frage sie danach. Sie zieht andere Themen vor, unverfängliche: das Wetter, das Fernsehprogramm, das Essen. Ich frage mich allerdings manchmal, ob das nicht alles nur Fassade ist...

Es geht weiter, und ich komme in die gut ausgestattete Wohnung einer reichen Professorenwitwe. Vor zwei Tagen wurde sie aus dem Krankenhaus entlassen, und heute habe ich alle Hände voll zu tun, ihre breiten riesigen Koffer auszupacken. Zu fast jedem Kleidungsstück erzählt sie mir Details über das Material,

den Ort, wo sie es gekauft hat und den Preis. Glücklicherweise habe ich im Laufe meines Studentinnenleben auch schon in einer Boutique gearbeitet, so daß ich wenigstens ab und an ein paar treffende und intelligente Kommentare über die einzelnen Stoffe und Farben abgeben kann. Als sie anfangen will, mir den umfangreichen Inhalt ihres Schmuckkästchens zu erläutern, muß ich gehen. Für morgen sollte ich also auf eine Debatte über verschiedene Edelsteine gefaßt sein, ein Gebiet, auf dem ich mich so gut wie gar nicht auskenne. Sie seufzt tief, als ich mich verabschiede, man findet heute so selten gutes Personal...

Jetzt fahre ich zu meinem Schwerstpflegefall. Sie liegt im Bett und starrt ausdruckslos auf den Fernseher. Ich spreche sie an, und langsam und mit großer Anstrengung richtet sie ihren Blick auf mich – und zeigt ein Zeichen des Erkennens. Ich wasche sie und wechsele ihre Windel, heute wieder eine langwierige Aktion. Dann gebe ich ihr die Medikamente und beginne, sie zu füttern. Sie lächelt mich an und versucht, sich auf Kauen und Schlucken zu konzentrieren, aber der Fernseher lenkt sie zu sehr ab. Also suche ich erstmal die Fernbedienung und finde sie schließlich in dem Behälter für die gebrauchten Taschentücher. Jetzt geht das Essen schneller und ich werde meine Zeitvorgabe fast einhalten können. Schließlich bringe ich das elektrische Bett in die Schlafstellung, winke ihr noch einmal zu und gehe...

Fast geschafft. Noch eine Patientin, ziemlich reich und ziemlich arrogant.

Sie verlangt Riesenmengen zum Abendbrot mit genauen Anweisungen, auf welchem Teller mit welchem Besteck was in welcher Reihenfolge serviert werden soll. Dabei klagt sie ständig über ihre Figur. Nicht ohne Absicht trage ich heute meine neue Jeans Größe 27-33 und erziele damit die erwartete Wirkung. Oh, stöhnt sie, so schlank wie Sie war ich auch mal. Tatsächlich...

Feierabend. Ich stelle mein Fahrrad ab und hänge die Patientenschlüssel in den Schrank. Fertig. In meinem Kopf ist die Tour aber wieder einmal noch nicht zu Ende. Ich frage mich, welche der Altersleiden ich irgendwann selbst entwickeln werde. Körperlicher Verfall, Gedächtnis-schwund oder fortschreitende Ertaubung? Oder – und das wäre die Krönung – alle von diesen?

Ein kleines bißchen kann ich die Hysterie von Frauen verstehen, wenn sie ihre ersten grauen Haare entdecken oder es mit immer schwerer zu bekämpfenden Fettpölsterchen zu tun bekommen oder sich an den Gedanken gewöhnen müssen, bald eine Lesebrille zu tragen. Trotzdem glaube ich nicht, daß sich die Aufregung um diese Dinge wirklich lohnt.

Ich denke, daß frau besser daran tut, eigene Prioritäten für ihr Leben zu setzen, statt sich an die Bilder zu halten, die ihr Werbung und Medien – zumindest der schlechtere Teil von ihnen – anbieten, daß frau sich die Zeit nehmen sollte herauszufinden, was ihr wirklich wichtig ist und worauf sie getrost verzichten kann, um dann die wichtigen Dinge in Angriff zu nehmen. Auf diese Weise ließe sich



die Anzahl frustrierter, verbitterter alter Frauen, die der Ansicht sind, im Leben zu kurz gekommen zu sein, und Jüngere um ihre Möglichkeiten beneiden, immens verringern. Frau könnte mit Lust ihre selbstgesteckten Ziele verfolgen und diese mit fortschreitendem Alter immer klarer definieren und präzisieren. Auf diese Weise könnte es sogar fast Spaß machen, älter zu werden. Leichter gesagt, als ... Ich gebe es zu.

Frau könnte dann an ihrem 80. Geburtstag sagen: „Die meisten Dinge, die ich bis jetzt nicht getan habe, werde ich wahrscheinlich auch nicht mehr tun. Aber das, was mir wirklich wichtig war, habe ich gemacht, und damit bin ich zufrieden.“



IE KALTE HAND

Christiane Kloweit

Journalistin und Satirikerin

Mal ehrlich, haben Sie schon mal beim Eintrittsgeld gemogelt? Sollte es bei einer Veranstaltung in einem aus öffentlichen Mitteln geförderten Projekt gewesen sein – Schwamm drüber. In diesem Fall haben Sie quasi im Vorfeld bezahlt.

Sie als *die kleine Steuerzahlerin von der Strafe*. Auch dann, wenn Sie z. B. ein Frauenzentrum aufsuchen, das Sie unter dem Vorwand einer Kultur- oder Bildungsveranstaltung in seine Randgruppenmentalität hineinziehen will.

Die Menschen, die mit der Prüfung von Finanzierungsanträgen beschäftigt sind, werden Zuwendungsgeber oder auch öffentliche Hand genannt. In „öffentlicher Hand“ ist, wie deutlich wird, der Begriff „offen“ versteckt. Wir müssen erkennen, daß die Bezeichnungen „Zuwendungsgeber“ und „öffentliche Hand“ vorwiegend dem positiven Denken geschuldet sind. Denn eine öffentliche Hand ist nur in ausgewählten Fällen auch eine offene Hand. Wenn Sie Milliarden wollen, wie Herr Schneider, Herr Hennemann, und und und, ich will jetzt hier nicht alle Kriegsgewinnler aufzählen, dann ist die öffentliche Hand irgendwie offen. Ist ja auch zu verstehen, haben Sie schon mal versucht, eine, fünf oder neun Milliarden zu halten, in der Hand. Probieren Sie das mal zu Hause.



Sie werden sehen, die Hand öffnet sich wie von selbst. Sind einfach nicht zu halten, die Milliarden. Das ist gewissermaßen das Naturgesetz der höheren Beträge.

Dafür muss es aber, wie für alles in der Natur, einen Ausgleich geben. Deshalb beschäftigen sich Zuwendungsgeber bei den kleineren Beträgen vor allem damit, wie sie die Vergabe von Geldern an Projekte, und erst recht an Frauenprojekte, verhindern können. Das für Randgruppen typische Stigmamanagement hat auch die Frauen des Frauenzentrums schlaugemacht. Sie hatten demzufolge das Ohr an der öffentlichen Hand. Und siehe da: Eine Überläuferin aus dem Lager der Zuwendungsgeber spielte ihnen die Prüfungsfragen zu, die am Ende eines Kurses im Übungslager für Zuwendungsabwendung (also -verhinderung) von den Zuwendungsgebern im Schlaf beherrscht werden müssen. Fragen einer Zuwendungsgeberin angesichts des Antrages auf Finanzierung einer Veranstaltung für Frauen.

Grundfrage: Muß das sein?

1. Hauptfrage: Wozu soll das gut sein?

1. **Unterfrage:** Wurde nicht bereits vor zehn Jahren in den neuen Bundeslän-

dern eine ähnliche Veranstaltung organisiert, so daß eine neuerliche Notwendigkeit dafür nicht gegeben ist?

2. **Unterfrage:** In welcher Weise zeigt die Veranstaltung arbeitsmarktpolitische Relevanz im Hinblick auf die Wiedereingliederung älterer, langzeitarbeitsloser, schwerbehinderter, alleinerziehender, drogenabhängiger, hiv-infizierter, als Opfer des Stalinismus registrierter, heimatvertriebener Mä ... äh... Frauen?

2. Hauptfrage: Warum kostet diese Veranstaltung etwas?

1. **Unterfrage:** Wurde die volle Ausschöpfung ehrenamtlicher Potenzen bereits realisiert und nachgewiesen?

2. **Unterfrage:** Gehört die Veranstaltung nicht in den Bereich des Landwirtschaftsministeriums?

3. Hauptfrage: Rechtfertigt der Anteil von Frauen an der Gesamtbevölkerung überhaupt die Deklaration dieser Veranstaltung als frauenrelevant?

1. **Unterfrage:** Beweist nicht die Ausfüllung von Führungspositionen durch Männer, daß es gesamtgesellschaftlich gesehen gar keine Frauenrelevanz gibt?

2. **Unterfrage:** Muß daher die sogenannte Frauenrelevanz nicht als vorgetauschte Begründung für einen Vorgang angesehen werden, der die Erschleichung von Fördermitteln, kurz Fördermittelzweckentfremdung, zum Ziele hat? Soviele Fragen, aber nur eine Antwort: Der Antrag wird abschlägig beschieden.



Annette Maennel

Redaktion Weibblick

SCHÖNSEIN IN DER ALTEN
UND IN DER NEUEN WELT

Was treibt diesen Jungen mit seinem kleinen weißen Pudel an der Leine durch die Straßen vom Prenzlauer Berg? Mit einem dickem blauen Lidstrich blickt er einen unruhig an. Ein kreisrundes paiettenbesticktes Käppi oder eine gelbe Bommelmütze bedecken abwechselnd seinen geschorenen, mit einem Tattoo verzierten Kopf. Seine holprige, angestrengte Sprechweise scheint die Leichtigkeit seines schmalen, biegsamen und fast mageren Körpers bändigen zu wollen. Frank Schäfer, gebürtiger Berliner und Friseur, ist heute 37 Jahre alt und gehörte damals zu den schrägsten Erscheinungen in der DDR. Also zu einer Zeit, in der die Kultusgarde des ZK über Kultur zu befinden und zu entscheiden hatte. Jedem FDJ-Kreisleitungsfunktionär traten Schweißperlen auf die Stirn, wenn er dieses Enfant terrible sah. Bevor Schäfer 1988 das Land verließ, trieb ihn die Lust am Verkleiden in die Arme der Mode. Nach einigen Umwegen lernte er das Friseurhandwerk und arbeitete seit 1980 mit Leuten aus der DDR-Mode zusammen. Das betraf u. a. das „Modeinstitut“, das „Exquisit“ und seit Mitte der achtziger Jahre die sich etablierenden privaten Modeschauen. Er wurde zum Schaufrisieren eingekauft, als Visagist beauftragt, auf Messen vorgeführt und sollte nicht zuletzt den Konkurrenten aus dem



Gabrielle, fotografiert von Sibylle Bergemann

Westen zeigen, daß sich die sozialistische Ordnung durchaus einen „Skandalfriseur“ leisten konnte. Wiederum war nur der „in“, der es sich leisten konnte, Schäfer zu engagieren. Heute arbeitet Schäfer wieder im Berliner Ostteil der Stadt – als Friseur im Prenzlauer Berg. Jedes zweites Jahr sucht er sich einen anderen Laden, um seinen Kundinnen Abwechslung zu bieten. Diese, zufrieden unter seinen Händen gealtert, ziehen schon seit Jahren mit. Manchmal unterhalten sie sich noch – über das Phänomen Mode in der DDR.

DDR-Mode im Wandel der Zeit

Spezifische DDR-Mode sollte den Menschen als eine „sozialistische Persönlichkeit“ auch von außen kenntlich machen. Dafür wurde 1952 auf Anordnung eines Ministerialblattes vom 6. Dezember das „Institut für Bekleidungskultur“ gegründet, das bis 1958 direkt dem Ministerium für Leichtindustrie unterstellt war. Bevor die als 1957 zum „Modeinstitut“ unbenannte Einrichtung in dem



fünfgeschossigen sparsamen Jugendstil-Eckbau des ehemaligen Warenkaufhauses Jandorf, später Tietz, in der Brunnenstraße/Ecke Invalidenstraße residieren konnte, mußte sie sich mit dem Hinterhof eines Hauses in der Christburger Straße zufrieden geben.

Für Eli Schmidt, seit 1954 berufene Chefin des Mode- und Textildesignzentrums, war es erklärtes Ziel: „...ein wirkliches Haus der Mode in der DDR zu werden und eine Bekleidung zu schaffen, die frei ist von Einflüssen amerikanischer Unkultur und die die Aufgeschlossenheit und Lebensfreude unserer Menschen in unserem Staat der Arbeiter und Bauern auch äußerlich zum Ausdruck bringt“. Was hier in den Ateliers

entstand, galt als wegweisendes Gesetz für alle Betriebe der Textilindustrie, egal ob es sich dabei um die Herstellung von Stoffen, Strick- oder Lederwaren, Kleidung, Accessoires oder Schmuck handelte. 1954 stellte das Institut seine Modelle erstmals in Moskau vor, und führt als Leitthema in die neu gegründete, vom Institut herausgegebene Zeitschrift „Sibylle“ ein. Als zweites Blatt erscheint „Die Bekleidung“ später unter „Saison“ bekannt.

„Sibylle“ vermittelt das neue Lebensgefühl dieser Zeit, beantwortet Leserinnenbriefe und setzt sich mit den Fragen eines hauptsächlich weiblichen Publikums auseinander. Der Frau soll „Geschmack“ beigebracht werden. In einer späteren Ausgabe läßt sich erst ein Mannequin vom „guten Leben“ eines reichen Mannes aus dem westlichen Lande verführen, um dann bei einem sehr sozial denkenden, armen Fotografen sich ihrer eigenen Verstiegtheit bewußt zu werden. Glanz und Glimmer galten als dekadent und verpönt, propagiert wurde das bescheidene, praktische Erscheinungsbild der berufstätigen Frau.

Für *Monika Oppel* und *Erika Büttner*, zwei langjährige „Sibylle“-Mitreiterinnen seit Anfang der achtziger Jahre, war es der Ort, an dem sich ihre Vorstellung von der Mode als Kunst und Kultur in den Dienst der Persönlichkeit stellen ließ. Die tägliche Improvisation empfanden sie als Herausforderung an ihre eigene Kreativität. Natürlich gibt es sie, die Story von Inge Lange, der Vorsitzenden der Frauenabteilung des ZK der SED. Ende der Achtziger wollte sie, daß

diese Zeitschrift ein glänzendes Blatt für die „sogenannte Chanel-Frau“ im Osten sein sollte, und die stellte sie sich in ihrer Lieblingsfarbe Pink vor. Die Macherinnen ließen sich davon nicht beeindrucken, sie verstanden ihr Handwerk als Ausdruck eines Zeitgefühls. Vielleicht deshalb ihre Vorliebe für alle erdigen Töne und weichen, fließenden Stoffe. Ihre Arbeit empfanden sie damals im Gegensatz zu heute als maßvoller und genußreicher, weil formal kein ökonomischer Zwang dahinter stand. Obwohl das Marktforschungsinstitut immer wieder betonte, daß sich über 60 % der Frauen zufrieden über die Aktualität ihrer Garderobe äußerten, klafften der künstlerische Modeanspruch und das Angebot im Handel weit auseinander. Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger schneiderten sich wieder mehr Leute ihre Sachen selbst, um sich etwas „individueller“ zu kleiden, so die Erkenntnis einer Studie. Nicht zuletzt kann das gestiegene Modebewußtsein der Bevölkerung auf die Einrichtung der sogenannten „Exquisit-Läden“ zurückgeführt werden, in denen die finanzkräftigeren Damen und Herren die für „Exquisit“ entworfene Kleidung aus importierten Stoffen oder eingeführte Markenprodukte kaufen konnten. Eine Studie zum Kauf- und Modeverhalten 16jähriger Jugendliche Mitte der achtziger Jahre zeigt, daß zwar in der Regel die Eltern die Kleidung für ihre Kinder bezahlten, jedoch bei „modischeren“ und damit teuren Stücken, im Gegensatz zu den Jungen, Mädchen ihr Ersparnis beisteuern mußten. Eine wichtige Rolle für das Outfit spielten Klamotten aus dem Ausland, die auch stark abgetragen sein konnten, ohne daß das als anstößig



empfundene wurde. In diesem Zusammenhang darf nicht die steigende Beliebtheit des Gebrauchtwarenhandels „An- und Verkauf“ außer acht gelassen werden, der seit Mitte der siebziger Jahre theoretisch und ökonomisch als „Gegensatz zur Wegwerfgesellschaft des Kapitalismus“ begründet wurde und Angebotslücken zu schließen hatte. Mußten am Anfang noch die eingenahten Markennamen fremder Firmen aus den Sachen entfernt werden, unterließ man später diese Gepflogenheit.

Die Ästhetik der Zeitschrift „Sibylle“ für Kunst, Kultur und Mode gab Impulse. Mit hohem künstlerischen Anspruch etablierte sich darin eine Fotografie, von Arno Fischer 1962 auf den Weg

gebracht, später von Ute Mahler und Sibylle Bergemann mit Perfektion und Kreativität zum Status künstlerischer Modefotografie entwickelt, in der es vorrangig um den Menschen und erst danach um die Klamotte ging. Es wurden keine extremen Typen von den ModegestalterInnen zelebriert, so daß die Models eher zufällig zu diesem Job fanden. Es war die Krankenschwester, die ServiererIn, die Fotografin, die Hochschulabsolventin, die Studentin; häufig auch Frauen, die auf ihre Ausreise in den Westen warteten. Die wenigsten von ihnen übten diesen Job professionell aus – wollten sie es, mußten sie sich einer Auswahlkommission stellen, die ihnen mit einem Ausweis als freiberufliches Mannequin für die Zeit

von zwei Jahren die Fähigkeit, sich auf dem Laufsteg zu bewegen und sich selbst zu schminken, bescheinigt. Das fehlende „Schönheitsideal“ mag auch ein Grund dafür gewesen sein, daß in der DDR zu viele Menschen überge- wichtig waren und wir von westlicher Seite spöttisch als „Anorakgesellschaft“ bezeichnet wurden. Doch wer erinnert sich von uns nicht daran, wenn er Bekannte unerwartet besuchte, wie diese einem plötzlich in ihrer Hauskleidung – Trainingshosen und T-shirt – gegen- überstanden?

„Modekollektive“

Mitte der achtziger Jahre eröffnete sich eine Möglichkeit, das Publikum in

Betrieben, Jugendclubs und Kulturhäusern oder bei öffentlichen Veranstaltungen mit einer Modenschau zu unterhalten. Gab es schon immer vorführende Nähzirkel oder Angestellte, die selbst in der Textilindustrie beschäftigt waren und nun ihre Modelle vorführten, so hatten die sogenannten „Modekollektive“ einen höheren Anspruch. Hier agierten Choreographie, Moderation und Technik mit der Klamotte zusammen. Auch diese Gruppen mußten sich einmal alle zwei Jahre im „Berliner Haus für Kulturarbeit“ einer Fachkommission vorstellen, bevor sie als „Solistengruppe Angewandte Kunst/Mode“ durch das Land touren durften. Ein Maßstab der Bewertung war beispielsweise, daß die Modelle typgerecht auf die Figur der Trägerin abgestimmt und tragbar sein mußten. Daß diese Gruppen von sehr unterschiedlichem Niveau waren, erklärt die Bannbreite von selbst: Von der reinen Nachtwäscheschau bis zur exklusiven Modegruppe von Thomas Greis und Ulli Haase „Mode nach Maß“, der etwas ungewöhnlicheren „Modekommode“ von Achim Zielesch oder den Inzenierungen von „Allerleirauh“. Eins hatten die Gruppen gemeinsam – nach der Premiere einer Kollektion, fieberten sie dem Entstehungsprozeß der nächsten Saison entgegen.

Nach dem Mauerfall gab es plötzlich alles. Die schrille Klamotte. Das Idol. Die Verrückten und die weniger Verrückten. Designer nicht nur vom Hörensagen, ihre Läden konnten in Mailand, in Paris oder weiß der Kuckuckwo besucht werden. DDR-Mode adé! War da überhaupt etwas?

Zumindest soviel, daß die meisten von den Kreativen ihren Platz fanden. Zielesch betreibt eine der größten Modelagenturen: „Berlin Models“. Thomas Greis, ehemaliger Chefdesigner von „Exquisit“ lehrt als Professor an der Kunsthochschule für Mode und Design in Halle. Monika Oppel erhielt eine Professur an der Fachhochschule für Modgestaltung in Berlin. Ein ehemaliges Model arbeitet als Fotografin, eine andere Frau studiert Regie in Babelsberg, eine arbeitet heute als Kosmetikberaterin ...

Von der grauen Maus – zur schillernen Karrierefrau

Nach der Wende ändert sich das Verhältnis der Ostfrauen zu ihrem Aussehen grundlegend. „Man kann heute mehr Individualität beim Kaufen entwickeln“, oder „Ich kaufe lieber weniger modischen Schnick-Schnack, dafür aber ein Markenprodukt. Davon habe ich mehr.“ Die Ostfrau will nicht mehr an ihren Schuhen erkannt werden, sie will schön und gepflegt sein, Beruf und Kinder unter einen Hut bringen, früher sah ja sowieso keiner danach. Nur eins möchte die Osterin nicht, die kühle Ausstrahlung der „Westfrau“ zu ihrer eigenen machen. Bei ihr soll es trotz (Ver)Kleidung gefühlvoller, umgänglicher und humorvoller zugehen. Wie lange dies bei der derzeitigen Lage auf dem Arbeitsmarkt noch möglich ist, sei dahingestellt. „Gut angezogen zu sein, gibt mir ein Gefühl von Sicherheit“, sagt eine Bankangestellte der Dresdner Sparkasse und fügt hinzu, sie fühle sich ihren Kolleginnen aus den alten Bundesländern gleichgestellt.

Wandel in der Modeszene

Ob nun die Avantgarde jedes Jahr auf der Haute Couture erscheint oder im Prenzlauer Berg ihr neues Domizil gefunden hat, wie die Beilage der „Zeit“ kenntnisreich veröffentlichte, die heutigen Modedesign-StudentInnen haben anderes im Sinn. Jens-Peter Schmidt, Student im 4. Studienjahr aus Halle schrieb anlässlich der „London's Fashion Week“ einen Brief an seine Schule: „Die Masse feiert sich... eigentlich ist nichts der Rede wert... Männer nicht mehr existent, Frauen taugen bestenfalls noch zur Travestie...“ Dieser Brief beschreibt Hilflosigkeit, so meint der Professor Thomas Greis nach dem Lesen dieser Zeilen. Greis lehrt seine StudentInnen, zuerst über den Menschen und die Gesellschaft nachzudenken, bevor sie sich einem Modeentwurf widmen.

Die Mode wird nie besser als ihre Gesellschaft sein, resümiert Greis. Er teilt mit seinen StudentInnen die Meinung, daß es die Ära der „großen Namen“, das westdeutsche herausgeputzte Outfit, immer weniger geben wird. „Die Leute werden sich ihre Individualität über kleine Details schaffen und die Basics werden noch mehr Individualität erfahren.“ In einer Zeit der Desorientierung ist die Persönlichkeit gefragt, so werden sich auch die Titelseiten kurz oder lang von dem Relikt der achtziger Jahre, dem fleischgewordenen Kindertraum Claudia Schiffer verabschieden. „Wünschen wir uns offene Ohren, offene Augen und Gefühle auf der Suche nach der Unendlichkeit vergänglichen Lebens“ – predigt Greis und begreifen wir die Mode als Sinn. ☽



GEFÄHRLICHER CHIC

Astrid Nickel

Informationswissenschaftlerin

Schadstoffbelastung in Textilien

Wieder einmal eine Spitzenposition im internationalen Vergleich, die die Deutschen einnehmen. Ja – wir sind Weltmeister beim Verbrauch textiler Rohstoffe. 26,1 Kilo Textilien verbrauchen wir pro Kopf im Jahr, davon allein 11 Kilo Kleidung. Der Durchschnittsverbrauch weltweit liegt bei ca. 8 Kilo. Eine ungeheure Menge, stellt man sich allein die 800.000 Tonnen Kleidung vor, die jährlich ausgemustert in die Altkleidersammlung gelangen oder weggeworfen werden. Neben den Entsorgungsschwierigkeiten und den damit verbundenen Umweltbelastungen fallen für die KonsumentInnen vor allem die gesundheitlichen Gefährdungen durch Schadstoffbelastungen in den Geweben ins Gewicht. Besonders Säuglinge und Kleinkinder sind betroffen, die oft schon mit Allergien geboren werden. Hautärzte schätzen die Zahl der Allergiker im Kindesalter in Deutschland auf 30 %. Vor diesem Hintergrund erscheinen Naturtextilien, die schadstofffrei oder -arm produziert werden, oft als einzige Alternative.

Ein Betrieb, der sich ganz auf die Herstellung ökologisch verträglicher Kinderkleidung spezialisiert hat, ist

„YoYo-Kid“, der vor zwei Jahren im brandenburgischen Zehdenick gegründet wurde. „YoYo-Kid konnte die Räumlichkeiten der ehemaligen Textilwerke Zehdenick nutzen, die bis zur Wende Jeans herstellten, um danach in den abwicklungsbedingten Dornröschenschlaf zu fallen. Erst im Februar 1993 wurde das Werk durch die brandenburgische Beschäftigungsgesellschaft ATHENE wiederbelebt. Durch ABM ergab sich so für 40 arbeitslose Frauen aus der Region die Möglichkeit zum beruflichen Wiedereinstieg. 32 Frauen arbeiteten in der Produktion und 8 wurden, durch Qualifizierungsmaßnahmen flankiert, im Management des Betriebes eingesetzt. Bereits während der AB-Maßnahme wurde die Idee zur Gründung eines selbständigen Unternehmens geboren. In der Zeit des Konzepteschmiedens, des Konsultierens von Existenzgründungsexperten spaltete sich die Belegschaft schnell in zwei Lager. Die beteiligten Frauen hatten rasch begriffen, daß die Sicherung von Arbeitsplätzen mit der Übernahme von finanziellen Risiken einhergehen würde. Manche waren dazu bereit, andere nicht. Übrig blieben vier Frauen, drei davon sind heute die Geschäftsführerinnen von „YoYo-Kid“, die nach vielen schlaflosen Nächten beschlossen hatten, die Sache auf die Beine zu stellen und Eigenkapital bei der Unternehmensgründung miteinzubringen. Es standen nur die Alternativen, in der Arbeitslosigkeit zu verharren oder das Risiko auf sich zu nehmen und dafür auch die eigenen vier Wände der Bank als „Sicherheit“ anzubieten. Ein langer ermüdender Kampf mit den Banken folgte. Peggy Krakow, eine der Ge-

schäftsführerinnen von „YoYo-Kid“, erinnert sich: „Nach Ablehnungen unseres Gründungskonzepts durch 68 (!) Bank- und Kreditunternehmen, konnten wir uns langsam zusammenreimen, daß der stereotype Grund für die Negativbescheide in der Geschlechtszugehörigkeit der Antragstellerinnen lag.“ Die Rolle des sprichwörtlichen „Strohmannes“ übernahm der Steuerberater, der schon aus der ABM-Zeit das Projekt kannte, und – siehe da – die Dresdner Bank bewilligte die Kreditvergabe. Im April 1994 ging das frischgegründete Unternehmen als GmbH und CoKG mit 6 Frauen in der Produktion und vier Geschäftsführerinnen ins Rennen auf dem expandierenden Naturtextilienmarkt. Eine ehemalige Kostümbildnerin übernahm das Design der Kollektionen, die sich in eine Öko-Pur-Linie und in eine Öko-Kompromiß-Linie für Mädchen und Jungen unterscheiden lassen. Die verwendeten Stoffe aus ökologisch kontrolliertem Baumwoll-, Hanf- und Flachsanbau stammen hauptsächlich aus den skandinavischen Ländern sowie aus Österreich und Frankreich. Während für die hochpreisige Öko-Pur-Linie auf den Einsatz von chemischen Farbstoffen ganz verzichtet wird, werden für die mittelpreisige Öko-Kompromiß-Linie gesundheitlich unbedenkliche Reaktivfarben verwendet. Der Färbeprozess verläuft in einem Kreislaufprinzip, bei dem der sonst übliche hohe Wasserverbrauch durch Wiederverwendung des Brauchwassers minimiert wird. Die Käuferentscheidung gibt klar der farbigen Öko-Kompromiß-Linie den Vorzug, da ein indigoblauer Overall den Buddelkastenausflug besser übersteht als der ungefärbte, cremefarbene. Das Bremer

Umweltinstitut versicherte mittels Zertifikat die gesundheitliche Unbedenklichkeit bei den Stoffen, mit dem Unterschied, daß bei der Öko-Pur-Linie das Weglassen von Farbstoffen schweren Allergikern zusätzliche Sicherheit bietet.

In der herkömmlichen Textilproduktion gelten neben giftigen Schwermetallen, Formaldehyd und Mottenschutzmittel die verwendeten Farbstoffe als Risikofaktor Nummer 1. Ungefähr zwei Drittel der dort benutzten Textilfarbstoffe gehören zu den Azo-Farbstoffen. Der Einsatz einiger, aber nicht aller krebserregenden Azo-Farbstoffe ist in Deutschland verboten. Ob die erlaubten jedoch alle ungefährlich sind, gilt als umstritten. Eine Kontrolle der geforderten Auflagen bei der Textilherstellung gestaltet sich schwierig, da die meiste Kleidung sowieso nicht in Deutschland produziert wird. Bei YoYo Kid ist das anders. Die Zulieferbetriebe unterliegen einer strengen Auflagenkontrolle. Die verwendete Baumwolle ist handgepflückt, das heißt, es kommen die hochgiftigen Entlaubungsmittel, die bei der maschinellen Ernte unabdingbar sind, nicht zum Einsatz. Die Wolle kommt von Schafen, die nicht zweimal jährlich ins chemische Pestizidbad müssen, bei dem die Abwässer oft ungeklärt ins Grundwasser gelangen. Der Hanf, aus Ungarn stammend, nimmt derzeit in der Produktion von YoYo-Kid als textiler Rohstoff eine eher zu vernachlässigende Stellung ein. Die Naturfaser Hanf, deren Anbau seit Frühjahr 1994 wieder in Deutschland legalisiert ist, wächst auch im Brandenburgischen. Trotzdem teilen die Macherinnen von YoYo-Kid nicht die allgemeine Hanf-Euphorie. Die Qua-

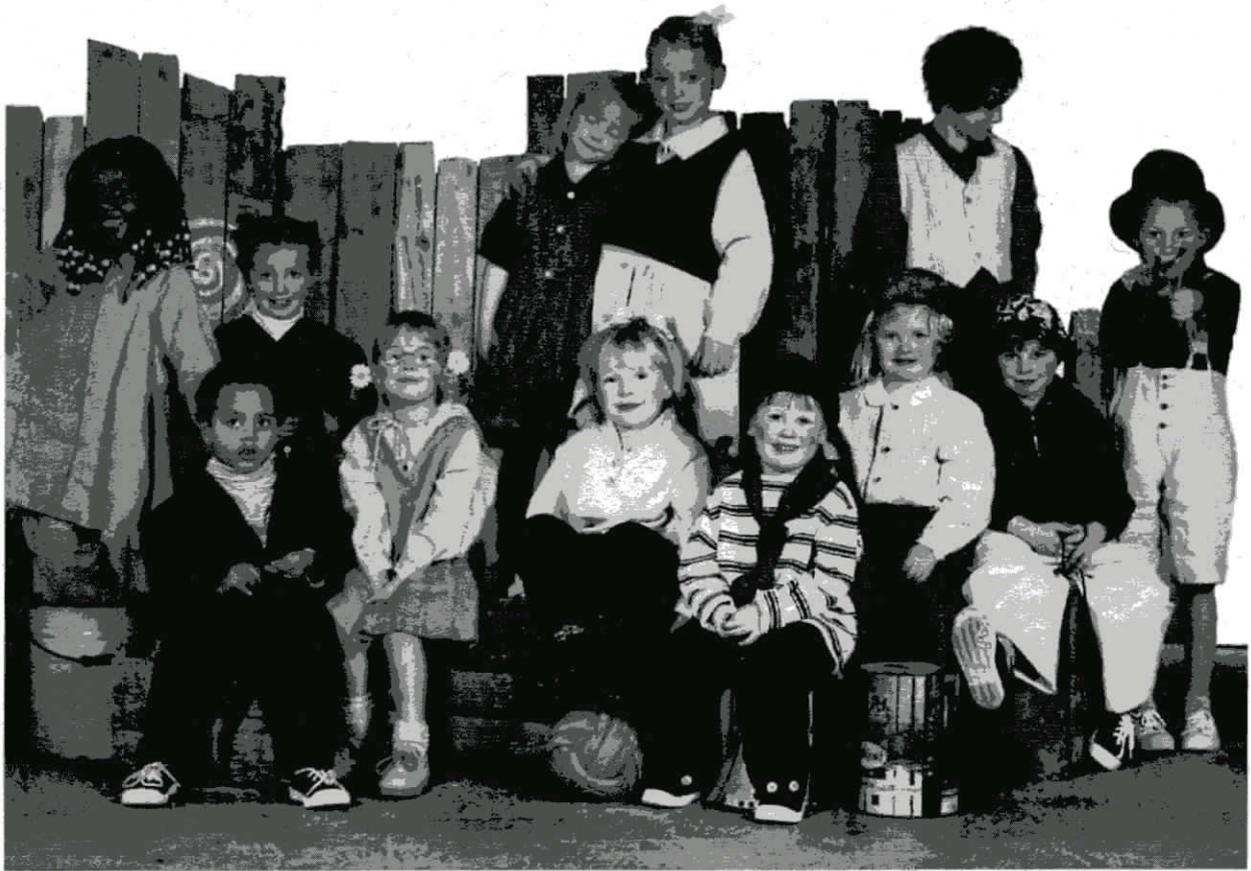
lität der Weiterverarbeitung wird die Entscheidung bringen, ob der brandenburgische Hanf für die Naturtextilproduktion unbedenklich ist. Das Erbe des jahrzehntelangen Überdüngens der Böden in der DDR Ära wiegt schwer. Und da gibt sich YoYo-Kid kompromißlos. Die 150 Modelle, die sich in die Herbst- und Winterkollektion gliedern, sollen den Endverbrauchern wirkliche Sicherheit bieten.

Auf dem Markt für Naturtextilien ist es spürbar enger geworden, nachdem auch große Versandhäuser das „Ökolabel“ als verkaufsförderndes Mittel für sich entdeckt haben. Hier ist die Sicherheit für den Käufer leider nur begrenzt. Es gibt eben nicht nur ein standardisiertes Ökolabel, sondern mehrere. Meist beziehen sich die Öko-Labels nur auf das Fehlen einiger weniger Schadstoffe oder weisen die ökologische Unbedenklichkeit nur eines Gliedes der langen textilen Fertigungskette nach. Der inzwischen europaweit eingeführte Öko-Tex -Standard 100 – ein freiwilliges Prüfverfahren, bei dem unabhängige Testinstitute – z. B. Stiftung Warentest – die vorgelegten Textilien auf Schadstoffbelastung überprüfen – bietet da mehr Sicherheit. Verbraucherverbände und Umweltschutzorganisationen fordern mittlerweile den Öko-Tex-Standard 1000, bei dem nicht nur das vorliegende Kleidungsstück auf Schadstoffrückstände untersucht wird, sondern der gesamte Herstellungsprozeß einer Prüfung auf ökologische Verträglichkeit unterzogen werden soll. Denn nicht nur der Endverbraucher trägt mit einer „Giftklamotte“ das gesundheitliche Risiko, sondern jede(r), die/der im Produktionsprozeß

involviert ist. Neben dem Aspekt der gesundheitlichen Unbedenklichkeit hören die Macherinnen von „YoYo-Kid“ oft das Kostenargument von Verbraucherinnen, die gerade Mehr-Kind-Familien einzukleiden haben. Zugegeben, ein Leinenkleid mit Pflaumenkernknöpfen für ca 90-100 DM ist nicht gerade billig. Aber die Öko-Textilien müssen nicht teurer sein, als die qualitativ minderwertigen Billigklamotten, die oft nicht mehrere Kinder überstehen und somit immer wieder in kurzen Abständen nachgekauft werden müssen. Eine preisgünstige Alternative bietet der Werkverkauf von YoYo Kid mit den Second-Season-Angeboten, also den Überhängen der letzten Saison, die deutlich billiger als die aktuelle Kleidungspalette in den Boutiquen angeboten werden. Eine vorherige Terminabsprache mit der Geschäftsleitung unter der unten genannten Telefonnummer ist allerdings die Voraussetzung.

Einig sind sich alle Akteurinnen von „YoYo-Kid“, daß eine gesetzlich garantierte Produktverantwortung der chemischen Industrie – die Hauptzulieferer der Textilindustrie – insgesamt angestrebt werden muß. Auch muß die gesamte Textilindustrie, die bislang keinen nennenswerten Ausstoß an wirklich gesundheitlich verträglicher Kleidung verzeichnet, als enormer Umweltsünder stärker ins sprichwörtliche Fadenkreuz genommen werden und das nicht nur, um unsere Haut zu retten. ☐

*Kontakt: „YoYo Kid“,
Philipp-Müller-Str. 10, 16792 Zehdenick,
Tel.: 03307/31 01 77, Fax.: 03307/31 01 78.*





MA HERZELEINS ROULADEN

Tatjana Walter

Literaturwissenschaftlerin

Heute abend mache ich Ommas Rouladen für Dich, komm' setz' Dich, schau' mir zu, erzähl' mir 'was! ... Was? Du hast schon lange nichts Richtiges mehr gegessen? Wie, wovon ernährst Du Dich denn?... Nä, das könnte ich nicht, da würde ich mich nach einer Weile ekeln, also einmal am Tag möchte ich schon 'was Gutes... Zu viel Aufwand? Also, ich habe da einmal eine getroffen, die war auch zu faul, sich 'was Vernünftiges zu kochen, die hat sich dann eben immer ein Stück Kuchen beim Bäcker geholt, so sah die auch aus, hat sich dann eine Zigarette nach der anderen angezündet, stattdessen, ekelhaft! So, jetzt kannst du mir mal helfen, das Fleisch zu kloppen... Das findest Du jetzt eklig? Na hör' mal, aber Wurstbrote, meinst Du, das ist 'was Anderes als Fleisch? Sieht nur nicht mehr so aus, ist aber dasselbe! Meine Oma hat noch selbst geschlachtet, na ja, nicht Rind, aber Kaninchen. So jetzt ordentlich Salz, Pfeffer drauf und Senf draufschmieren... Was kommst Du jetzt gar nicht mit dem Rinderwahnsinn?! Ich weiß gar nicht, wieso der so heißt, eigentlich sind ja die Menschen wahnsinnig, die Rindern Knochen zu fressen geben, Knochen sind doch höchstens 'was für'n Hund, außerdem gibt's bei mir nur selten Rouladen, an Festtagen sozusagen, also weil Du kommst. So

jetzt den gekochten Schinken drauf, und kannst mal die Bananen schälen?!... Ja, mit Bananen hat meine Oma die immer gefüllt, war halt eine moderne West-omma, aus Westfalen. In der Schule in Hessen dann haben sie immer zu mir gesagt: „Das heißt nicht „Om妈“, das heißt „O-ma! Jedenfalls kannte ich Rouladen gar nicht anders als mit Banane und hab' mich immer riesig gefreut, wenn wir zu meiner Oma fuhren und es die dann gab. Wenn ich Rouladen einwickel, muß ich immer daran denken, wie meine Oma sich angezogen hat. Wenn wir zu Besuch waren, bin ich dann morgens zu Oma und Oppa ins Bett. Oma Herzelein konnte so gut mit den Fingernägeln meine Armunterseite kraulen. Sie hieß so, weil sie mich immer ihr „Herzelein“ genannt hat. Und wenn sie dann aufgestanden ist, habe ich immer so gerne zugeguckt, wie sie sich angezogen hat. Sie hatte so viele Schichten – wie die Roulade – einen Büstenhalter, dann ein Korsett, dann ein Unterhemd und Unterhose, dann die Strümpfe, ich glaube am Korsett waren dann die Strumpfhalter dran, dann ein Halstuch, dann der Pulli... Wenn meine Oma angezogen war mußte Oppa mir oft die Geschichte erzählen, wie ihr im Wald ein Wildschwein hinterhergelaufen ist, und sie dann alles verloren hat, Handtasche, Hut, Stock, Schuhe, Strümpfe, Korsett... – ich habe mich jedesmal schlapp gelacht. Als sie tot war und mein Oppa wieder geheiratet hatte, gab es auch Rouladen, beiß' ich 'rein voller Vorfreude, ist da nur Hackfleisch drin! Kannst sie jetzt mal zuspießen?! Die Ehe war dann auch nicht gut, mein Oppa ist bald gestorben. Machste jetzt mal die Küchentür zu, das riecht sonst

durch die ganze Bude, ich muß se jetzt kräftig anbraten... Ja, ordentlich Zwiebeln rein, und dann braten bis kurz vorm Anbrennen... Die Klamotten riechen dann immer so und die Haare... Unerotisch? Na, hör mal, Rouladen sind ganz schön erotisch! ... Nein, nicht wegen der Form, höhöhö... Ich meine, Essen ist so erotisch, ich muß mal kurz Brühe angießen, jetzt den Deckel drauf, Flamme kleindreuen und schmurgeln lassen... Also, ich könnte nie mit einem, der nicht gern ißt, also ich denk' immer, wie einer ißt, so liebt der auch... mein Schatzi und ich wir können so gut miteinander essen! Na, kein Wunder, daß das mit meinem Oppa und dieser Frau mit den Hackfleischrouladen nicht gehalten hat! Also, ich hab' mich in Karl verliebt, als er für mich gekocht hatte!... Nee, was er da gemacht hat, sag' ich dir jetzt nicht, das ist zu intim. Also eine Freundin hat mir erzählt, die Araberinnen, die geben den jungen Männern einen Granatapfel zu schälen, das sind diese mit den vielen roten Knubbeln drin, nicht so mein Fall, jedenfalls muß Du da ganz vorsichtig pulen, um die nicht zu zermantschen, und so können sie dann sehen, ob einer zart und geschickt ist und ihr Liebhaber werden darf. Ja, die sind ganz helle, viel kritischer mit ihren Liebhabern in spe als die meisten deutschen Frauen, die ich kenne. So jetzt setz' ich schon mal die Kartoffeln auf, den Rotkohl brauch' ich nur noch aufzuwärmen, den hab' ich gestern schon gekocht, weil der schmeckt erst aufgewärmt so richtig, also ich kenn' da eine, die kocht den immer eine Woche im voraus... ☹

Katja Wolf

Soziologin

DONNERSTAGABEND IM JULI

Gleich beginnt das Freiluftkonzert mit Cesaria Evora, einer Sängerin von weit hergereist. Schon die Ankündigung traf irgendwie in den Bauch: betagte, kolossal-massige, farbige Frauenperson von den Kapverdischen Inseln mit der Musik ihrer Heimat im Blut und einem Gesicht, das Bände über ein bewegtes Leben spricht. Man darf gespannt sein. Gerade erst angekommen hat mein ICH jedoch mit einer dieser wohlbekannten Donnerstagabend-Stimmungen zu tun. Wer kennt nicht das abendliche Fazit eines anstrengenden Tages voller Hetze und Frust? Müdes Durcheinander im Kopf, Leerlauf im Bauch, auseinanderklaffendes „Oben“ und „Unten“... Die Sinne rufen mehr nachzeitigem Schlafengehen als nach einem abendfüllenden Konzert unter freiem Himmel. Na ja, abwarten, vielleicht ist aber gerade das jetzt genau das Richtige. Noch halb abwesend schnuppert mein ICH dem erwartungsvollen Schwatzen und Treiben der anderen entgegen. Es riecht ringsum nach Bier, Bratwurst und Fischbrötchen. Die letzten leeren Reihen füllen sich. Fremde Menschen rücken auf harten Sitzbänken zusammen. Skeptische Blicke nach oben. Auffrischender Wind treibt erstzunehmende Wolken zusammen. Langsam kommen die Musiker auf die Bühne, fünf schwarze Jungs. Sie

spielen den Auftakt in einer ungewohnten Kombination aus Gitarren, Mandoline und Klavier. Und da folgt ihnen auch schon diese gewaltige dicke schwarze Mama mit dem faszinierend derb-ledernen Gesicht. Sie trägt ein knöchellanges buntes Kleid. Was sie da zu singen beginnt, ist ungewohnt für die hiesigen Gemüter: eine Mischung aus Melancholie, Sehnsucht und praller Lebenslust... Vorsichtig tasten sie einander ab, diese fremden Rhythmen und mein ICH. Noch kann es diese nicht in seinen eigenen Rhythmus übertragen. Trotz Tuchfühlung läuft noch nichts. Dabei wartet alles in meinem ICH darauf, endlich mal wieder fliegen zu dürfen. Von der Flugzentrale gibt es noch kein grünes Licht. Die Klänge kämpfen mit den blockierenden Folgen eines Frustrationstages. Langsam, ganz allmählich siegt die Lust, sich zu bewegen und treiben zu lassen. Starterlaubnis! Das ICH in mir wird lebendig, hebt ab und fliegt über die dicht gereihten Massen. Oh ja, Frauen über 40 segeln sehr gerne durch die Luft! Da können sie mehr sehen, aufnehmen, genießen, fühlen, phantasieren... Sie haben dann auch einen besseren Überblick, wo sie sich niederlassen wollen. Die Neugierde im Bauch erwacht. Was treibt zum Beispiel den älteren Mann da etwas weiter vorn in ein solches Konzert? Nichts wie hin! Typ „Ministerialbeamter“ – elegant gekleidet, seriöses Outfit, grauer Haarkranz, Ende 50, mit den struppigen Brauen eines Professor Unrat...Nee, Irrtum meine Dame! Musik, die fliegen lässt, erlaubt nämlich auch den berühmten Blick hinter die Kulissen. Beim genaueren Hinsehen steht da eher ein graugewordener Lausub mit jugenhaft verschmitzen

Augen, die voller Übermut unter den Brillengläsern hervorblitzen. Der, der da mit den Takt aufnimmt, ist eigentlich alles andere als ein schläfriger Beamtentyp... Noch ein Blick auf die Frau neben ihm zeigt, daß auch sie sehr lebhaft, junggebliebene Augen hat. Und das Wichtigste, zwischen den beiden gibt es ein Band, eines, das sie verbindet und nicht einengt. Das spürt man. „Vielleicht ist das hier noch eine der früheren Lieben von äußerst selten gewordener Langlebigkeit?“, denkt mein ICH beim Weiterfliegen. Da ist es auch schon bei der jungen Ausländerin angelangt, die neben den Sitzreihen hingebungsvoll der Musik entgegenantzt. Temperament pur, frauliche Natürlichkeit und Lust spiegeln sich in diesem klaren schönen Gesicht. Mein ICH ist fasziniert von dieser Gleichzeitigkeit an Lebenslust, natürlichem Charme und selbstverständlicher Eleganz. Eine Kubanerin, Italienerin oder Französin? Deutsche Frauen tanzen anders. Warum eigentlich...? Mein ICH beginnt ebenfalls zu tanzen. Über mir der Himmel, ringsum die vielen Menschen und vorn auf der Bühne diese phantastisch-dicke Frau. Die zeigt uns Europäerinnen mit ihren weit über fünfzig Jahren, wo es langgeht – besser langgehen kann – in der Zeit nach dem Klimakterium. Stämmig, kraftvoll, unüberseh- und unüberhörbar bietet sie gemeinsam mit ihren schwarzen Jungs Musik vom Feinsten. Mein ICH ist stolz, daß es solche Frauempower gibt und fliegt zu den Kindern, die am Rande des Konzerts ihrem eigenen Rhythmus nachjagen. Begeistertes Spielen, Kreischen und Sich-im-Grasherumkugeln. Mädchen und Jungen, ohne Unterschied, Zahnücken, aufge-

schrämte Knie, Unbeschwertheit.
Du liebe Göttin, wie lange ist das
schon her?!

Die Musik weckt in allen die gleiche
Sehnsucht, zupft und zieht an den inne-
ren und äußeren Organen. Für brodeln-
des Lechzen ringsum nach...- wonach
eigentlich? Ist es nicht die Sehnsucht
nach dem „Eigentlichen“, jenseits von
Leere, Streß und Frust, danach, vom
Fieber der Liebe verzehrt zu werden?
Letztlich ist die Liebe doch vergleichbar
mit einer fiebrigen Kinderkrankheit, in
der von uns alle Kräfte abgefordert wer-
den, oder? Wir werden von ihr bis an
den Rand der Erschöpfung getrieben,
matt und ernüchert ans Ufer gespült
und gehen dennoch gestärkt und stets
ein Stück gewachsen aus ihr hervor.
Wann und warum begegnen wir dieser
Kinderkrankheit, wann und warum
begegnen wir ihr nicht? Keine von uns
kennt das große Verteilungsprinzip...
Träumereien.

Die Zeit vergeht und schweigt sich aus.
Inzwischen ist es ganz dunkel gewor-
den. Die Leiber ringsum haben sich
längst endgültig den Rhythmus der
schwarzen, alten Weisen ergeben. Dann
ist das Konzert zu Ende. Die letzte Zu-
gabe ist erklatscht und verklungen. Das
allgemeine Zum-Ausgang-Strömen
beginnt. Auch mein ICH muß wieder
'runter, Landung ist angesagt. Ein Ruf
von der Flugzentrale: Es solle sich be-
eilen! „Warum?!“ will es erst fragen,
doch da spürt es bereits eine große Lust
im Bauch, zu Hause noch bis zum
Morgen weiter zu tanzen. ♀





AS MEINT „WIR“?

Eva Schäfer

Sozialwissenschaftlerin

Bedeutungen von Postmoderne und Dekonstruktion im ostdeutschen feministischen Kontext

Die Irritation, die die US-amerikanische Theoretikerin *Judith Butler* mit ihren Thesen zur Dekonstruktion von Geschlechtsidentitäten auch unter Feministinnen in Deutschland ausgelöst hat, hält an. Die einen begreifen den Butler'schen Ansatz als eine Möglichkeit, die politische Strategie sexualpolitischer Bewegungen neu zu bestimmen – jenseits geschlechtlicher und sexueller Identitätsfixierungen. Andere sehen in der Radikalität des Dekonstruktionsgedankens den Boden für feministische Handlungsfähigkeit entzogen: scheint es doch bei Judith Butler an feministische Grundfesten zu gehen – ‚die Frau(en)‘ als Subjekt des Feminismus, die ‚weibliche Geschlechtsidentität‘ oder das ‚universelle Patriarchat‘ als einheitlicher verbindender Grund.¹ Eine heftige, oftmals abwehrende und im übrigen hochakademische Debatte von (überwiegend west-)deutschen Forscherinnen in feministischen Fachzeitschriften dreht sich vor allem um die Frage, ob wir uns mit der Butler'schen Aufkündigung der Ontologie der Geschlechter nun auch von der weiblichen Körperlichkeit verabschieden müssen.²

Ich frage mich, ob die Radikalität, die in der exemplarischen Auflösung der Kategorie „Geschlecht“ im Sinne ihrer Dekonstruktion als naturalisiertes heterosexuelles Konstrukt liegt, nicht berechtigt und in ihren Konsequenzen höchst politisch ist. Führt uns *Judith Butler* doch gerade und notwendigerweise an den Ort zurück, an dem sich über die subordinierende Geschlechterdifferenz, die wiederum nur als heterosexuell gedacht funktioniert, Herrschaftsdenken konstituiert. Eben jenes sexistische Herrschaftsdenken, das, wie Kate Millett bereits 1969 festgestellt hat: als die „weitestverbreitete Ideologie“ unserer (modernen) Kultur ihren „fundamentalsten Machtbegriff liefert“.³ Die Dekonstruktionstheorie bei *Judith Butler* verweist offenbar mit neuer Konsequenz auf die ganz praktischen Möglichkeiten einer radikalen Anti-Heterosexismus-Politik – und stellt nicht zuletzt eine problematisch gewordene identitätsfixierte Lesben-, Schwulen- oder Frauenpolitik hinterfragt. Hier, in der Herausforderung, Identität und Differenz innerhalb feministischer Politik neuzudenken, setzt die folgende Analyse an.

In dem Maße, wie *Judith Butler* Denkansätze von Postmoderne und Dekonstruktion in das Feld feministischer Geschlechterforschung eingeführt hat – und das ist ein bisher kaum benannter Verdienst – eröffnet sich für Feministinnen auch ein spannendes Diskussionsfeld um das eigene Selbstverständnis und bisherige feministische Politik. Möglicherweise tragen Faszination und Provokation postmoderner feministischer Theorien aus ostdeutscher Per-

spektive einen eigenen Namen. Diesem will ich im folgenden nachgehen. Die feministische Diskussion um Identität und Differenz kann nicht losgelöst von den Erfahrungen betrachtet werden, die der staatliche Zusammenschluß von BRD und DDR mit sich brachte. Zu berücksichtigen ist also die gesellschaftliche Realität in einem Land, in dem – für Ostfeministinnen – zwei Erfahrungswelten aufeinandertreffen. Dazu gehört nicht nur das Phänomen, daß sich auch in der alternativen politischen Szene auf beiden Seiten vor dem Mauerfall das eigene Selbstbild maßgeblich über ‚die Anderen drüben‘ definierte, daß sich also die eigene Identität wesentlich über das ‚Andere‘ in Gestalt von Ost und West konstituierte. Wichtig erscheint mir auch die Tatsache, daß der Zusammenschluß, der als Vereinigung ‚von oben‘ vollzogen wurde, eine Vereinheitlichung nach bundesdeutschem Vorbild bedeutete. Faktisch war es die ökonomische, politische und wertmäßige Angleichung der Alltagsrealität des Ostens an den Westen – eine moderne Form von Kolonialisierung, die konsequenterweise eine in der DDR gewachsene Lebenskultur massenhaft entwertete. Boten sich für DDR-Feministinnen durch den gesellschaftlichen Umbruch 1989 einerseits ungeahnte Möglichkeiten – sie konnten jetzt frei von staatlicher Bevormundung, Vereinahmung und Repression handeln – so erlebten sie andererseits, wie sich im Anschluß der DDR an die BRD die Voraussetzungen ihres Handelns völlig verschoben. In der radikalen Umwälzung einer gesamten Lebenskultur kamen sie sich zeitweise wie „Emigrantinnen im eigenen Land“ vor. Bezogen auf das

eigene Projekt in der DDR und in Ostdeutschland sprechen Feministinnen letztlich von einer „Wende im patriarchalen Kreis“.⁴

Welche Zugänge zu postmodernem feministischen Denken eröffnen sich vor dem Erfahrungshintergrund zweier gesellschaftlicher Realitäten für Ostfeministinnen heute? Was bedeutet dabei z.B. die Erfahrung des vereinnehmenden staatlichen Repräsentationssystems in der DDR? Auf welche Erfahrungen eigener Frauenbewegungsgeschichte in der DDR bzw. Ostdeutschland trifft der dekonstruktivistische Ansatz, der nach den Konsequenzen einer Politik fragt, die substantielle Identitäten als Ausgangspunkt nimmt? Und was könnte es aus ostdeutschem Kontext heraus bedeuten, Identitätsbildungen auf die politischen Verfahren hin zu betrachten, in denen sie auch im Feminismus Macht autorisieren und das ‚Andere‘ ausschließen?

Ich werde den Bedeutungen postmodernen feministischen Denkens aus ostdeutscher Perspektive in folgenden Punkten nachgehen: Der erste Schwerpunkt beschreibt die Provokation des staatlich gesetzten ‚Wir‘ in der DDR für feministische Identitätsbildungen in der DDR. Der zweite Abschnitt fragt nach den einheits- und identitätsstiftenden Momenten, die ostdeutsche Feministinnen nach 1989 zum gemeinsamen Handeln brachten. Der dritte Teil folgt dem Weg einer Dekonstruktion im ostdeutschen Unabhängigen Frauenverband (UFV). Im letzten Punkt argumentiere ich für politische Handlungsfähigkeit im Zeichen von Dekonstruktion.

Die Provokation des repräsentativen ‚Wir‘

In feministischen und lesbischen Frauenkreisen und nicht nur dort galt zu Zeiten der DDR wie auch nach 1989 die Bezeichnung „Wir Frauen“ oder „unsere Frauen“ als Bonmot, das in einer verstehenden Weise mit einem geringschätzigem Unterton, bestenfalls mit doppeldeutigem Lachen weitergegeben wurde. Und jede, die als Feministin etwas auf sich hielt, vermied es, dieses Wort in vollem Ernst zu gebrauchen. Die Abwehr hatte zwei Bedeutungsebenen. Zum einen stand die Anrufung „unsere Frauen“ für ein vorgezeichnetes Muster von ‚Frau-Sein‘ in der DDR, das trotz emanzipatorischer Freiräume zunehmend disfunktional wirkte und sich letztlich selbst desavouierte. Damit war das Bild der emanzipierten berufstätigen Hausfrau, Mutter und Kampfgefährtin, die beide Rollen ausfüllen sollte: die des Mannes in seiner männlichen Leistung und Arbeitsweise im Betrieb und die der Frau in der weiblich besetzten Haus- und Familienarbeit. Ihr Platz in der Geschlechterhierarchie blieb dabei nach wie vor minderbewertet. Das „Wir Frauen“ stand aber auch für die kollektiven ‚Wir’s‘ in der DDR überhaupt. Es stand in einer Reihe mit dem „Wir – die jungen Pioniere“, „Wir – die Klassenkämpfer für den Frieden“ oder „Wir als DDR-Bürger“ – alle natürlich in der männlichen Form, denn das Gesellschaftsbild sprach in einer männlichen Sprache.

In letzterer Bedeutung stand das „Wir Frauen“ für das totalisierende Repräsentativsystem in der DDR. „Staats-

sozialismus“ bezeichnet, so Irene Dölling einen „Typ moderner Gesellschaft, der durch die Dominanz des politischen, bürokratisch-zentralistischen Systems über alle anderen Teilsysteme charakterisiert ist“.⁵ Dominanz, so Dölling weiter, bedeutet hier Repräsentation: „Wie der pater familias der vorbürgerlichen Produktionsfamilie übernimmt ‚die Partei‘ mit ihrer zentralistisch-hierarchischen Struktur und ihrem Generalsekretär als dem ‚Vater des Staatsvolks‘ an der Spitze die Funktion, im Interesse aller zu sprechen, zu wissen, was gut für alle ist, die Verantwortung für das Wohlergehen aller auf sich zu übertragen.“⁶ Die Frauen und Lesben, die zu Beginn der achtziger Jahre mit feministischen Entwürfen hervortraten, richteten sich konsequenterweise gerade auch gegen dieses paternalistische staatlich gesetzte ‚Wir‘, das selbst noch das Emanzipationsideal „für unsere Frauen“ entwarf und per Parteibeschluss bestimmte, wann das Ziel erreicht ist – in der DDR war dies 1971, als Inge Lange, Vorsitzende der Frauenabteilung des ZK der SED auf dessen VIII. Parteitag feststellte, daß die Gleichberechtigung der Frau in der DDR verwirklicht sei. Die Frauenfrage galt damit als gelöst.⁷

An dem Punkt dieses staatlich vereinnehmenden ‚Wir‘ trifft die Kritik von DDR-Feministinnen aber gerade jene Fehlentwicklung moderner Gesellschaften, die postmoderne TheoretikerInnen mit dem Denken der Dekonstruktion zu beantworten suchen. Postmoderne Denksätze erklären das Scheitern bisheriger Modernisierungsstrategien damit, daß diese eine formalisierende totalisierende Praxis, die Vorstellung einer „nor-

mativen Universalität“, das Allgemeine und die Abstraktion zum Ausgangspunkt und ordnenden Prinzip eines Denkens des sozialen Zusammenhangs erheben. Ein Denken in feststehenden Normen, Kategorien, einem fixierten Ganzen, das uns das als grundlegend und unanfechtbar, als selbstidentisch und wesenseigen vorgaukelt, was aus postmoderner Sicht lediglich der Effekt einer Konstruktion, d.h. das Resultat von Bezeichnungs- und Bedeutungsverfahren ist, verschleiert, worum es eigentlich geht: um die Macht, die aus jeglicher Bedeutungsproduktion erwächst. Die dekonstruktivistische Kritik richtet den Blick auf die politische, machtbildende Funktion dieser fundamentalisierenden Geste und benennt deren Konsequenz: das Entwerten und Ausschließen dessen, was nicht zum Normativen, Autorisierten gehört und also nicht ‚mitgemeint‘ ist. Das Denken der Dekonstruktion verweist auf einen Weg, einer in diesem Prozeß entwerteten Heterogenität neue Geltung zu verschaffen, die Kategorien von ihrem ontologischen Gewicht zu befreien und für neue Bezeichnungen und Bedeutungen zu öffnen.

Was kann dieser Ansatz in einem Kontext bedeuten, in dem sich lesbische und feministische Alternativen maßgeblich in Abwehr staatlich totalitärer Vereinnahmung konstituierte? Denn: was feministische Bewegungen in der DDR provozierte, war nicht nur männliche Geschlechterdominanz, sondern vor allem deren Ausformung in staatsautoritärer Macht. Dabei reagierten Feministinnen nicht nur auf das „Wir Frauen“ bzw. darauf, was ‚Frau-Sein‘ hier bedeten

sollte: sie reagierten auf das staatlich vereinnahmende ‚Wir‘ überhaupt. In den Frauen- und Lesbengruppen lernten Frauen nicht nur zu sagen „Ich als Lesbe“, sie lernten auch „Ich“ zu sagen – in Abwehr des kollektiven sozialistischen ‚Wir‘.

Wenn die Erfahrung staatlich totalisierender Praxis in der DDR konstitutiv für feministische Identitätsbildungen wurde, wenn sich feministische ‚Wir’s‘ hier wesentlich in Abgrenzung zu einer permanenten Entindividualisierung und Bevormundung durch den paternalistischen „Vater Staat“ konstituierten, dann hatte das Konsequenzen für das feministische Selbstverständnis und entsprechende Politikwege. So erklärt sich vor diesem Hintergrund beispielsweise die besondere Sensibilität in Frauen- und Lesbengruppen gegenüber jeglicher vereinnahmenden Geste und der besondere Wert von Individualität und Heterogenität.

Gleichzeitig erlangte die kollektive Identität als „DDR-BürgerIn“ ein solches Gewicht, daß sie andere Identitätsebenen – als Lesbe oder Frau – zeitweise überlagerte. Wenn DDR-Lesben in den achtziger Jahren an einigen Orten über längere Zeiträume eng mit Schwulen zusammenarbeiteten, so bedeutete das nicht nur, daß sie ihren politischen Schwerpunkt zeitweilig über die gemeinsame Basis der Homosexuellendiskriminierung definierten. Ein Zusammengehen etwa unter dem Dach der Evangelischen Kirche hatte auch ganz pragmatische Gründe. Oft erwies sich dieser Ort als der einzige, von dem aus Lesben und Schwule der homophoben Beschränktheit des Staates wirksam begegnen konnten.

Im Butlerschen Sinne heißt dies aber: Hier fungierte nicht das ‚Frau- oder Lesbisch-Sein‘ als identitätsstiftendes Handlungsmoment, sondern die Emanzipierungsversuche als Homosexuelle/r unter DDR-Verhältnissen. Da diese über die Geschlechterlinie ‚Mann‘ – ‚Frau‘ hinausgingen, wurden zeitweilig Bündnisse mit Männern wichtig.

In ihrer Sensibilität gegenüber dem staatlichen ‚Wir‘ war Feministinnen in der DDR zugleich und möglicherweise in anderer Weise als in der BRD ein besonderes Denken von Gesellschaftlichkeit eigen. Als DDR-Bürgerinnen hatten sie von klein auf gelernt, vor allem in gesellschaftlichen Zusammenhängen zu denken. Zudem – und auch das gehörte zur spezifischen Realität in diesem Land: Frauen hatten die Sozialisation im ‚Wir‘ in ihrem DDR-Alltag auch als positiven Wert erfahren – nicht zuletzt im Sinne einer Gemeinschaft, die sich über die Abgrenzung zum staatlichen ‚Wir‘ bildete. Das Denken von Gemeinschaftlichkeit, ein Sich-Verantwortlich-Fühlen, der solidarische Zusammenhalt in der Gruppe war für viele durchaus ein Ort, der Geborgenheit und persönlichen Halt bedeutete. Mit diesem Erfahrungshintergrund betraten Feministinnen in der DDR im Herbst 1989 erstmals legal die öffentliche politische Bühne. Beides – das Denken von Gesellschaftlichkeit und die Achtung der Heterogenität – nahmen sie mit in diese Zeit.

„Wer ich bin, ist was ich tue“¹⁰⁰ oder: Was bringt uns zum Handeln?

Zu den Besonderheiten der Umbruchzeit in der DDR 1989 gehörte, daß sich

jene Denkrichtungen und Bewegungen, die vorher nicht staatlich legitimiert waren, jetzt öffentliche Strukturen gaben. Die Auflösung des Staates ging einher mit einer Neustrukturierung politischer Macht, die sich für einen kurzen Zeitraum ‚von unten‘ her konstituierte. Das traf auch auf die feministische Szene zu. Für die bereits in den achtziger Jahren bestehenden Frauen- und Lesbengruppen in und außerhalb der Kirche bedeutete das eine Neustrukturierung; für die Feministinnen, die sich mehr oder weniger vereinzelt innerhalb der staatlichen- und SED-Strukturen bewegt hatten sowie für ‚nichtgebundene‘ Frauen und Lesben war es eine erste Möglichkeit, sich überhaupt zu vernetzen.

Auf dem zweiten republikweiten Frauentreffen der oppositionellen Frauen- und Lesbengruppen aus den achtziger Jahren am 2. Dezember 1989 in Erfurt wie auch bei dem ersten republikoffenem Frauentreffen in Berlin nur einen Tag später (es fand weitgehend unabhängig von dem Erfurter Treffen statt), ging es letztlich gerade um diese Neustrukturierung bzw. erstmalige Vernetzung.⁹ Die Vorgeschichte etwa des Berliner Treffens spricht für die Aufbruchsstimmung, die Entschlußkraft, das Tempo jener Tage. Nur zwei Wochen vorher hatten Berliner Frauen auf ihrem ersten öffentlichen Treffen die spontane Idee, ein DDR-weites offenes Frauentreffen zu organisieren. Walli Schmitt, Schauspielerinnen der Volksbühne, „organisierte“ ihr Theaterhaus für uns – ein heute unglaublicher Vorgang. Aber alles schien möglich, und vieles war tatsächlich möglich. Denn wir lebten in einer Interimssituation, die kurzzeitig ein politisches Machtvakuum bedeutete.

Jeden Tag Massendemos auf den Straßen und aus den Regierungs- und Parteiapparaten täglich Nachrichten von Rücktritten einzelner Personen und letztlich die Auflösung der ganzen Regierung und der SED-Führung. 1200 Frauen kamen in die Berliner Volksbühne, und es wurde schnell klar, was sie hier wollten. Nicht zufällig schloß die Ankündigung des Treffens mit dem hintergründig-kämpferischem Satz: „Und am Schluß – eine parlamentarische Überraschung.“

Zunächst aber ging es um uns – die Frauen hier im Saal. Vor dem Hintergrund einer über zehn Jahre tabuisierten geschlechtlich motivierten Kritik trafen hier nicht zuletzt auch Frauen und Lesben aufeinander, die sich vorher voneinander getrennt sahen – durch politische Herkunft oder Glaubenszugehörigkeit, durch persönliche Berührungängste oder bewußte Vereinzelungspolitik des Staates. Was wußte die mecklenburgische Landfrau, die aus ihrer Vierfachbelastung ausgestiegen war, von der Lesbengruppe unter dem Dach der Evangelischen Kirche, was die feministische Theologin von der SED-gebundenen Frauenforscherin? Die Namen der Gruppen sprachen für die Vielfalt ihrer Herkunft und der politischen Intentionen: „Unabhängige Landfrauen“, „Frauen im Aufbruch“, „Mütter ausländisch aussehender Kinder“, „Autonome Brennessel“, „Lila Offensive“ oder „Freie Frauen Assoziation“ – letztere unter dem Slogan: „Jede macht, was sie will – Keine macht, was sie soll“. Eine Frau nach der anderen trat in dem völlig überfüllten Theatersaal an das Mikrofon. Einen ganzen Tag lang. Kurzum:

Wir feierten unsere Heterogenität, und wir feierten unsere Gemeinsamkeit. Die Unterschiedlichkeit erlebten wir als Chance.

Worüber aber stellte sich eine Gemeinsamkeit her? Welches war das einheits- und identitätsstiftende Moment, das uns zum gemeinsamen Handeln brachte? War es, so möchte ich mit *Judith Butler* fragen, unser ‚Frau-Sein‘?

Als eine der provokantesten Thesen *Judith Butlers* wird in Deutschland jene angesehen, die der Kategorie ‚Frau‘ eben diese Bedeutung abspricht – Ausgangspunkt und fester einheitsstiftender Grund feministischer Politik zu sein. Die unübersehbaren Grenzen westlicher feministischer Bewegungen, die diese provokante These bestätigen, sieht *Judith Butler* als notwendige Zeichen. In konsequent dekonstruktivistischer Auslegung des Problems setzt *Butler* bei der ontologischen Konstruktion von Geschlechtsidentitäten an, die diese auf ein wesentlich selbstidentisches Sein, einen einzigen substantiellen Grund zurückführt. Dabei verfolgt Butler nicht nur die Wege der hegemonialen maskulinen Bedeutungs-Ökonomie von Geschlecht, die die geschlechtliche Bestimmtheit als substantiell Seiendes über die heterosexuelle Matrix produziert und diesen Prozeß im Namen des ‚natürlichen Geschlechts‘ verschleiert. Jegliches Subjekt, so argumentiert *Butler*, ist das Ergebnis eines Bezeichnungsdiskurses in Feldern politischer Macht. Auch das Subjekt des Feminismus ‚Frau‘ oder ‚Lesbe‘ wird in seiner konkreten Bedeutung durch den feministischen Diskurs konstituiert, der ihn dann repräsentiert.

Was bedeutet es aber, so *Butler* weiter, wenn Feministinnen zwar die Kategorie ‚Frau‘ mit neuen – nicht-hierarchischen Zeichen – versehen, selbst aber in einer ontologischen Vorstellung des ‚Frau-Seins‘ verharren? Bedeutet es nicht, daß dieses ‚Frau-Sein‘ immer wieder zum Abstraktum gerät – einem Abstraktum, das den Blick verstellt etwa auf die wechselnden Positionierungen auch von Frauen in den Machthierarchien und damit auf die eigene Verantwortlichkeit? Und bedeutet nicht das Insistieren auf dem Subjekt ‚Frau‘ vor allem, daß auch der feministische Ansatz die Dichotomie ‚Mann – Frau‘ nicht verläßt, ja vielmehr die heterosexuelle Matrix stabilisiert? Inwieweit laufen auch Feministinnen dabei Gefahr, das aus diesem circle herausfallende, entlegitimierte Geschlecht – etwa Lesben, Schwule, Transsexuelle – auszuschließen? Vor diesem Hintergrund, so *Judith Butler*, müssen sich auch Feministinnen die Frage gefallen lassen, welche Konsequenzen eine Politik hat, die einen substantiellen Identitätsbegriff als Ausgangspunkt nimmt.

Aber, so könnte frau mit Blick auf die Volksbühne einwerfen, hatten sich die Frauen hier nicht gerade in ihrem ‚Frau-Sein‘ gefunden? Erkannten wir uns nicht gerade in der strukturellen Ungleichheit an der Geschlechterlinie? Und hatten wir nicht die subordinierenden Geschlechterverhältnisse als einen Ort ausgemacht, an dem sich das anzufechtende patriarchale Machtverständnis konstituiert? Das ist unbenommen. Nur hatte dieser Ort einen konkreten Namen – das Patriarchat la DDR. Und in dieser Konkrektion wurde er für gemeinsames

Handeln wichtig. Warum sonst stellte sich die verbindende Frauenidentität damals nicht auch im Handeln mit westdeutschen Feministinnen her? Und selbst das ‚Wir‘-Gefühl als „DDR-Frau“ allein brachte uns nicht zum politischen Handeln. Hätten die Frauen allein die gemeinsame Identität feiern wollen – so hätten sie es bei einem Frauenfest in der Volksbühne belassen. Aber offensichtlich ging es um mehr – es ging nicht zuletzt um die „parlamentarische Überraschung“. Der konkrete Hintergrund: Vier Tage später sollte in Berlin der erste Runde Tisch als Interimgremium der Reformkräfte seine Arbeit aufnehmen. Und die Frauen wollten an diesen Tisch, denn hier sollte über die politische Zukunft in diesem Land bestimmt werden. Dabei schien es zu diesem Zeitpunkt (im Unterschied zu später) kein Problem, daß DDR-Feministinnen unterschiedliche Politikwege vertraten. Die Projektarbeit an der „Basis“ stand neben parlamentarisch-institutionellen Politikformen – nicht selten vereinten sich sogar beide Strategien in einer Person. Auch die in den achtziger Jahren gewachsenen feministischen Denkansätze, politischen Analysen und Forderungen wiesen trotz der unterschiedlichen Herkünfte der Frauen eine DDR-historisch offenbar folgerichtige Übereinstimmung auf. Sie trafen sich letztlich am mehrheitlich ausgemachten politischen Ziel – damals: die Reformierung des Sozialismus in der DDR unter feministischem Vorzeichen. Genau hier, in der gemeinsam formulierten politischen Ausrichtung, und nicht zuerst in der Identität als ‚Frau‘ oder ‚Ostfrau‘, liegt meiner Ansicht nach das einheits- und identitätsstiftende

Moment, das Frauen in der Wende 1989 zum gemeinsamen Handeln brachte. Am Punkt dieses zielgerichteten gemeinsamen Tuns und in dem Erleben, daß es möglich ist, etwas zu bewirken, kamen sich Frauen in einer Weise nah, die einer dieses besondere Gefühl gab, als Frau unter Frauen so gut aufgehoben zu sein. In dieser Zeit traten auch jene Differenzen zwischen Frauen zurück, die später schmerzhaft aufbrechen sollten.

Gleichzeitig wurden in dem solchermaßen interessengeleiteten Handeln von DDR-Feministinnen – vielleicht eher, als bei den westdeutschen Schwestern – Bündnisse jenseits der Geschlechterlinie wichtig. So etwa bei der Arbeit in einer neuen Verfassungskommission oder in einem Wahlbündnis des UFV mit der Grünen Partei zu den ersten freien Volkskammerwahlen am 3. März 1990. Die 1200 Frauen in der Volksbühne gründeten am Ende dieses Tages den ersten staatsunabhängigen Frauenverband in der DDR – den UFV (Unabhängiger Frauenverband). Die Frauen, die sich hier engagierten, hatten, wie sich zeigte, zu lernen, daß Identitätsbildungen auch im Feminismus Orte von Machtbildung sind, die immer auch Macht autorisieren und das ‚Andere‘ ausschließen.

Vom ‚Wir‘ zur Differenz – Dramaturgie einer Dekonstruktion

Postmoderne feministische Theorien reagieren auf eine problematisch gewordene Identitätspolitik im Feminismus, die das selbst definierte Subjekt ‚Frau(en)‘ als Ausgangspunkt und Handlungsermächtigung für feministi-

sche Politik begreift. Frauen, die sich in der feministischen Bezeichnung dessen, was unterdrücktes ‚Frau-Sein‘ bedeuten soll, nicht wiederfanden, also offensichtlich nicht mitgemeint waren, kritisierten die „universalistische Arroganz“ dieser Bezeichnungspraxis. Auch die Praxis der „Punkt, Punkt, Punkt-Lesbe/Frau“ konnte dem Effekt dieser totalisierenden Geste im Feminismus, der Entdifferenzierung und Homogenisierung, nicht abhelfen.

Judith Butler sieht gerade in der hier sichtbar werdenden notwendigen Unvollständigkeit der Kategorie ‚Frau‘ eine Chance des Umdenkens. Wenn wir das Subjekt ‚Frau‘ nicht als wesenhaftes Sein begreifen, sondern als Ort ständiger Bezeichnungspraktiken, dann, so *Butler*, kann dieser Ort geöffnet und offengehalten werden für stets neue Bezeichnungen. Um das Subjekt für diesen Wieder-Einsatz in die Bedeutungsproduktion zu öffnen, muß es dekonstruiert werden. Das Subjekt zu dekonstruieren heißt, es von seinen Ontologien zu befreien und dabei die politischen Verfahren zu entschleiern, die die Einheit und Homogenität des Subjektes als naturgegeben darstellen. Es heißt, dem Subjekt „freies Spiel geben als einem Schauplatz, an dem bislang unvorhergesehene Bedeutungen zum Tragen kommen können“.¹⁰ Das Denken der Dekonstruktion setzt als politische Konsequenz neben die *Identitätspolitik* eine *Politik der Differenz* unter Frauen.¹¹

Dekonstruktion und Differenzpolitik sind, so meine ich, nicht Politikmöglichkeiten, die wir wählen könnten. Mir scheint sogar, daß sich die Dekonstruk-

tion ihren Weg hinein in feministische Politik selbst gesucht hat. Ich möchte im folgenden einen Prozeß beschreiben, der dies möglicherweise belegt.

In dem gerade gegründeten Unabhängigen Frauenverband gab es 1989/1990 eine kurze historische Phase, die als Versuch gelten kann, eine Politik der Differenz und Heterogenität nach innen zu praktizieren. Aus der Erfahrung der staatlichen Vereinnahmung in der DDR war das Nebeneinanderstehen vielfältiger Identitäten, Überzeugungen, Positionen, politischer Strategien politisches Programm. Der UFV war als Dachorganisation konzipiert, in der die unterschiedlichsten Gruppen und Frauen ihre Differenzen leben sollten. Das Mit-tun band sich an die Übereinkunft im Statut, daß es hier um die „Abschaffung unterdrückender Herrschafts- und Denkstrukturen“¹² ging. Die politischen Praktiken waren offen. Institutionenparlamentarische Arbeit und Projektarbeit galten als gleichwertig. Autonome Frauenräume schlossen zeitweilige geschlechtsübergreifende Bündnisse nicht aus. Unterschiedliche Positionen wurden ausgesprochen und Auseinandersetzungen offen geführt. Es dominierte eine Sprache, die nicht vereinnahmte oder ausgrenzte. In einer Atmosphäre, in der sich die Frauen in ihren unterschiedlichen persönlichen Wegen ernst nahmen, konnten auch Gespräche um Schuld, Verantwortung und Mittäterschaft in der alten DDR geführt werden. In diesen Gesprächen ging es nicht um die schnellen sicheren Urteile, sondern um das, was hinter dem Tun der Einzelnen stand – die Erfahrungen, die eine gemacht hatte, und was ihr diese bedeu-

teten. Dies geschah zu einer Zeit, in der das Thema Vergangenheit vielfach bereits wieder verdrängt, für politische Interessen oder persönliche Legitimierung instrumentalisiert wurde und sich die glatte Teilung in Täter, Opfer und Richter schon vollzogen hatte.

Da es wichtig war zu verstehen, was das Leben und Handeln der ‚Anderen‘ bedeutete, erlebten wir die Unterschiedlichkeit als Gewinn. In nächtelangen Gesprächen lösten sich bisherige fixierende Identitätsbilder auf. Überraschende und berührende Gemeinsamkeiten kamen zum Vorschein – so etwa die Erfahrung, wie die eigene Glaubens- und Lebensidee durch männlich autoritäre Vereinnahmung entwertet worden war – hier durch den Apparat SED – dort durch die Institution Kirche. Hier verschoben sich die Ebenen der Differenz.

Daß dieser Versuch im UFV nur eine historisch kurze Zeit andauerte, könnte als Bestätigung dafür genommen werden, daß eine wirksame Politik ohne fundamentalisierende Einheit eben doch nicht möglich ist. Was war passiert?

Mit der sich überstürzenden Kapitalisierung der DDR nach dem Vorbild der alten BRD waren Frauen im UFV zunehmend mit der Vergeblichkeit ihres Tuns konfrontiert. Es war schwer, die einstigen politischen Ziele loszulassen. Und noch viel bitterer war es, völlig unerwartete Politikziele als die eigenen zu akzeptieren. Was für westliche Feministinnen zum selbstverständlichen politischen Programm gehörte – z.B. der Kampf gegen Frauenarbeitslosigkeit oder gegen den § 218 – bedeutete für Ostfeministinnen einen Schock. Nicht

zuletzt hier taten sich Verständnisgräben auf.

In den sich überschlagenden Ereignissen entschied sich eine Mehrheit im Unabhängigen Frauenverband für ein Weitergehen vorwiegend auf der parlamentarisch-institutionellen Ebene. Im Namen dieser, der „großen Politik“ veränderte sich das feministische Selbstverständnis. Das bundesdeutsche Repräsentativsystem erforderte eine Repräsentationspolitik, die so im UFV nicht vorgesehen war. Nicht nur das. Der auf dieser Ebene herrschende männliche Politikstil wirkte auf die Politik und die Umgehungsweise untereinander zurück. Mit dem Anspruch der Differenz und Heterogenität war dies nicht zu vereinbaren. Es blieb nun keine Zeit, Differenzen auszuhalten, keine Zeit zum Zuhören, keine Zeit für basisdemokratische Formen. Da Differenzen nicht mehr offengemacht wurden bzw. deren Thematisierung wirkungslos blieb, führten sie zur Ausgrenzung. Eine Reihe von Frauen verließen den UFV.

Um es abzukürzen: Auch die Bemühungen der im UFV verbliebenen Frauen, sich als feministische Organisation wirksam in die herrschende Politik einzumischen, scheiterten – angesichts der veränderten politischen Landschaft überhaupt und nicht zuletzt am eigenen Repräsentationsansatz. Letzteres zumal vor dem Hintergrund, daß sich viele Frauen in ihrem verinnerlichten Selbstbewußtsein als emanzipierte DDR-Frauen gar nicht angesprochen fühlten. In historisch kurzem Zeitraum verloren vermeintlich einheitsstiftende Kategorien und Identitäten wie ‚Lesbe‘, ‚Frau‘, ‚Feministin‘ ihren verbindenden Sinn.

Das Phänomen ist: Jetzt leben wir unsere Differenzen – aber außerhalb des UFV. Wir haben das feministische ‚Wir‘, das wir meinten, als einheitlichen Grund voraussetzen zu müssen, selbst dekonstruiert. Insofern kann frau von dem Paradoxon sprechen, daß das Scheitern des Differenzanspruchs im UFV gerade ein Beweis für den Sieg der Differenz ist. Ein Sieg allerdings zu einem hohen Preis, wenn frau an die persönlichen Verletzungen, den Vertrauensbruch, die verlorengegangene gemeinsame Sprache denkt.

Dekonstruktion als Denkhaltung und die Frage der politischen Handlungsfähigkeit

Eine der ersten Fragen, die in unserem feministischen Gesprächskreis beim Lesen von *Judith Butlers* „Gender trouble“ auftauchte, war „Sollen wir jetzt etwa auch noch unseren ‚Wir-Begriff‘ aufgeben?“ Die Frau, die dies fragte, lebt lesbisch, kam aus der DDR und ist engagiert in der ostdeutschen Frauenbewegung. Welches ‚Wir‘ meinte sie?

Das Denken der Dekonstruktion und der Differenz bedeutet für mich nicht das Infragestellen, sondern einen Perspektivwechsel auf feministisches Tun. Es bedeutet nicht, das ‚Wir‘ aufzugeben oder das Subjekt ‚Frau‘ abzuschaffen, sondern den Blick auf deren universalistischen Gebrauch zu verlagern. Es bedeutet, den Feminismus in die Bezeichnungspraxis mit hineinzunehmen – ihn zu sehen als „eine Bezeichnungspraxis unter vielen, mit der versucht wird, den eigenen Bedeutungen die

nötige Macht, gesellschaftlich wirksam zu werden, zu erstreiten.“ (Sabine Hark)¹³

Indem ich benenne, lege ich fest. Dieses Bewußtsein zu entwickeln, heißt, eine klare, konkrete Sprache zu sprechen. Es heißt, das Subjekt in seinem kontextualen Zusammenhang zu bezeichnen. Es heißt also, die Differenzen aufzuwerten und sie nicht mit einer vereinnahmenden Geste zu verwischen.

Die Veränderlichkeit von Identitätskonstruktionen zu betonen, heißt nicht, lesbische oder feministische Zusammenhänge als Ort solidarischen gemeinsamen Handelns zu verwerfen. Es kann aber bedeuten, politisches Handeln nicht mehr durch Identitätsfixierungen einzuschränken. Es gibt kein Wesen ‚Frau‘, aber es gibt den Effekt unterschiedlicher Konstruktion von Geschlecht in unterschiedlichen sozialen Verhältnissen. Wenn wir Identitäten solchermaßen als „Positionierungen im sozialen Raum“¹⁴ verstehen, dann können sie als Effekt politischen Handelns aufgrund gemeinsamer politischer Ziele erkannt werden und nicht als dessen unbedingte Voraussetzung. Nach *Judith Butler* ist eine Solidargemeinschaft aufgrund der Identität ‚Frau‘ eine Fiktion.¹⁵ Nach Susanne Kappeler führt eine in sich erstarrte Identitätspolitik – „Frauenpolitik statt feministischer Politik, Lesben- und Schwulenpolitik statt Antiheterosexismus-Politik, weiblicher Kultur statt Patriarchatskritik“ – zur Entpolitisierung.¹⁶ Wenn wir mit einem solchen Blick auf Identitäten zudem voraussetzen, daß auch feministische Identitätsbildungen Orte von Machtbildung sind, können die machtbildenden Prozesse offengelegt und damit

produktiv gemacht werden. Feministisches Denken und Tun nimmt die heterosexuell begründete Geschlechterunterdrückung als Ausgangspunkt, um an diesem Paradigma die Verfahren patriarchaler Machtbildung und deren Bedeutungsmuster aufzudecken. Von hier aus greift feministische Kritik in den Kampf um Bedeutungen ein – aus einer Perspektive, die Macht als einen Weg jenseits von Herrschaft sieht. Interessanterweise konstituierte sich auch in der DDR feministische Bewegung maßgeblich über lesbische Frauen. Daß lesbische Feministinnen sich selbst am Punkt ihrer Sexualität der Kontrolle männlicher Vorherrschaft entzogen, mochte gerade in der DDR eine besonders subtile Verunsicherung staatlicher Autorität bedeuten haben. Daß *Judith Butler* mit ihrer Dekonstruktionstheorie in neuer Radikalität an diesem Punkt, der machtbildenden Funktion des männlichen Phallus, ansetzt und Ideen entwickelt, wie die heterosexuelle Geschlechterbinarität in Verwirrung gebracht und in ihrer „grundlegenden Unnatürlichkeit“ enthüllt werden könnte – das kann eine Herausforderung für feministische Praxis heute bedeuten.

Denn, was heißt es letztlich, die Kategorie ‚Frauen‘ in ihrer heterosexuell bestimmten Stabilität und Kohärenz zu verunsichern? Es heißt, den Blick wieder auf den Ort zu richten, an dem sich über (hetero)-sexistische Herrschaft als die „weitestverbreitete Ideologie unserer [modernen] Kultur“¹⁷ Herrschaftsdenken überhaupt konstituiert. Es heißt nicht, die Parteilichkeit für Frauen aufzugeben oder ‚das Lesbisch-Sein‘ wieder zur ein-

zig ‚wahren‘ feministischen Praxis zu erheben. Es heißt aber genauer hinzusehen, wo wir nicht über eine fundamentalisierende Identitätspolitik die heterosexuelle Matrix und damit eine Wurzel von Herrschaft selbst stabilisieren. Die Herausforderung einer in diesem Sinne radikalen Anti-Heterosexismuspolitik anzunehmen, scheint mir ein höchst politisches Unterfangen.

Anmerkungen:

¹ vgl. u.a. Seyla Benhabib in: *Der Streit der Differenz*, Frankfurt: Fischer Taschenbuchverlag, 1994.

² vgl. *Feministische Studien*, Heft 2, 1993, darin: Barbara Duden, *Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung*. Ein Zeitdokument, S. 24-33.

³ Kate Millet, *Sexus und Herrschaft*, München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1980, S. 39.

⁴ Flugblatt, entworfen von der Gruppe „Lila Offensive“ Berlin: Wider Vereinigung: Archiv Grauzone, Berlin.

⁵ Irene Dölling: *Über den Patriarchalismus staatssozialistischer Gesellschaften und die Geschlechterfrage im gesellschaftlichen Umbruch*, in: *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*, Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990, Frankfurt/New York: Campus Verlag, 1991, S. 408.

⁶ ebd.

⁷ Inge Lange: vgl. „Bericht des Zentralkomitees an den VIII. Parteitag der SED“, in: *Protokoll des VIII. Parteitages der SED*, Bd. 1, Berlin: Dietz Verlag, S. 82.

⁸ Susanne Kappeler, *Entpolitisierung durch Identitätspolitik?*, in: *Kofra, Zeitschrift für Feminismus und Arbeit*,

Dez./Jan. 1992, 10.Jg., S. 7-8.

⁹ zu den unterschiedlichen politischen Intentionen dieser Treffen siehe Samirah Kenawi: *Frauengruppen in der DDR der 80er Jahre*. Eine Dokumentation, herausgegeben von Grauzone, Dokumentationsstelle zur nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR, Berlin, Oktober 1995.

¹⁰ Seyla Benhabib/ Judith Butler/ Dru-cilla Cornell/ Nancy Frazer, *Der Streit der Differenz*, Frankfurt: Fischer Taschenbuchverlag, 1994, S. 50.

¹¹ Vgl. auch: Cornelia Klinger: *Über neuere Tendenzen in der Theorie der Geschlechterdifferenz*, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 43 (1995) S. 801.

¹² Statut des UFV in: Cordula Kahlau (Hg.): *Aufbruch, Frauenbewegung in der DDR*, Dokumentation, München: Frauenoffensive, 1990, S. 62.

¹³ Sabine Hark, *Vom Subjekt zur Subjektivität: Feminismus und die Zerstreuung des Subjektes*, hrg. von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin.

¹⁴ vgl. ebenda, S. 23

¹⁵ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, S. 22.

¹⁶ Susanne Kappeler, S. 7 / 8.

¹⁷ Kate Millet, S. 39., siehe ³ ♀

DEBATTE

Liebe LeserInnen, wir veröffentlichten in unserer letzten „normalen“ Weiblickausgabe einen Beitrag von Astrid Kirchhof, der sich mit dem Buch der Autorin Annegret Stopczyk: „Nein danke, ich denke selber“ auseinandersetzte. Bevor wir uns zu einer redigierten Fassung dieses Textes entschlossen hatten, führten wir in der Redaktion eine kontroverse Diskussion dazu. Letztendlich verständigten wir uns darauf, daß der veröffentlichte Text zwar nicht unbedingt der Meinung der Redaktion entspricht, doch die Möglichkeit einer spannenden Diskussion bieten könnte. Auf den folgenden Seiten veröffentlichen wir alle an uns eingesendeten Briefe – ungekürzt. (Annette Maennel)

Annegret Stopczyk

Liebe Redakteurinnen von Weiblick, ich sende Ihnen meine Stellungnahme zu dem bei Ihnen über meine philosophische Arbeit erschienenen Artikel von Astrid Kirchhof.

Da sie diesen Artikel auch schon in der Zeitschrift „Rechter Rand“ veröffentlichte und nun derselbe korrigiert, um die Wegnahme der falschen Zitate und der Beweisesuche nach „faschistischen Kontakten“, die mir so sehr konstruiert angehängt werden, schicke ich Ihnen

auch die Leserbriefseite des „Rechten Rand“.

Ich muß sagen, daß mich ziemlich erstaunt, daß auch eine patriarchatskritische Frauenzeitschrift einer Autorin Veröffentlichungsmöglichkeiten gibt, die eine Frau öffentlich zu stigmatisieren und zu verhetzen versucht. An diesen Praktiken unter Frauen ist in den achtziger Jahren der Zusammenhalt der Frauen in der westdeutschen feministischen Bewegung zerbrochen. Ich wohne in Berlin, es wäre ein Leichtes gewesen, Kontakt zu der Frau aufzunehmen, die gebrandmarkt werden soll, um sich einen eigenen Eindruck zu verschaffen. Ich halte Ihnen immerhin zu Gute, daß Sie sich als Redaktion nicht identisch mit dem Artikel erklärt haben. Die inhaltliche Diskussion um die angesprochenen Thematiken halte ich aber für notwendig, auch um die Diskussion in der Frauenbewegung aus ihrem eingefahrenen Gleis zu bringen, der viele Frauen ausgrenzt. Darum machte ich mir die Mühe, Ihnen eine genauere Stellungnahme zu schreiben, weil die Diskussion überfällig ist. Wie mir gesagt wurde, ist Ihre Zeitschrift noch neu auf dem Markt, ich kannte sie noch nicht. Ich hoffe, daß mein Beitrag bei Ihnen gut aufgehoben ist, denn die Debatte ist wichtig. Die Autorin trägt auf dieser versuchten theoretischen Ebene eine Privatfede mit mir aus, da sie früher einmal eine Schülerin von mir war, als ich Lehrerin in einer Frauenklasse in der Schule für Erwachsenenbildung war. Ich schätze ihre Intelligenz und ihre antifaschistische Spurensuche, aber sie scheint unter einer Paranoia zu leiden. Wenn eine Frau nach drei Jahren noch nicht ver-schmerzt hat, daß eine ehemalige Lehre-

rin sie nicht bevorzugen wollte, dann ist das nicht mehr normal. Eine rationale Diskussion war auch damals schon nicht möglich und eine kreative schon gar nicht. Aber ich versuche diese Attacken als Anlaß zu nehmen, die wichtige inhaltliche Debatte anzunehmen, auch wenn ich Astrid Kirchhof nicht für die Frau halte, mit der eine Debatte möglich wäre. Aber das kleine Berliner Forum, das Ihre Zeitschrift liest, kann ja vielleicht einen avantgardistischen Anfang machen, und wenn ich hier dazu beitragen kann, soll es mir recht sein. Oft laufen diejenigen, die andere mit Haß, Rache und Schadenssinn verfolgen, vor ihren eigenen inneren Formen weg, die sie in ihre Verfolgungsobjekte projizieren und zu bekämpfen versuchen. Die Verzweiflung dieser VerfolgerInnen ist ernst zu nehmen, und ich finde es bedauerlich, daß diese ehemalige Schülerin von mir ihre Autoritätskonflikte noch nicht lösen konnte. Es schadet nur ihrem eigenen Ruf, wenn sie sich als eine Autorin öffentlich bekannt macht, die eine andere Frau niedermachen will. Auch eine Zeitschrift von Frauen sollte da vorsichtig sein. Ich bin eine lebendige Person, kein bloßer Name, kein Buch oder eine Abstraktion, das sollten auch Redakteurinnen berücksichtigen, sonst ist ihr Stil nicht weit vom sensationsgeilen Stil der Springerpatriarchen entfernt und unseriös. (Als Redaktion möchten wir anmerken, daß sich der Text von Astrid Kirchhof überwiegend mit dem veröffentlichten Buch auseinandersetzt – das Buch lag uns vor. Wir gehen davon aus, daß eine Autorin, die ihre Gedanken öffentlich macht, sich einer kontroversen Diskussion stellen sollte.)

Annegret Stopczyk

Liebe Leserinnen der Zeitschrift Weiblich,

ich möchte zu der Besprechung meiner philosophischen Arbeit in dieser Zeitschrift Stellung nehmen und begrüße diese Debatte um Themen, die in Deutschland traumatisiert und tabuisiert sind, auch in der herrschenden Frauenbewegung. Ich halte der Autorin Astrid Kirchhof zu Gute, daß sie wahrscheinlich wirklich besorgt wegen der neofaschistischen Bewegungen in Deutschland ist, und hier liegen auch einige meiner Motive, Themen anzusprechen, die ich nicht den Rechten und Faschisten überlassen will, weil sie mit ihrer Besetzung weiterhin unsere allgemeineren kulturellen Ausdrucksmöglichkeiten auf die nur erlaubte rigide patriarchale Ratio beschränkt halten. Denn Gefühl, Leiblichkeit, Vernunftkritik, Weiblichkeit, Mütterpolitik, Esoterik, Naturbezogenheit, Mythologisches Denken, Lebenskraft, Weisheit wird von den Rechten okkupiert und die neuen „guten Deutschen“ trennen strikt zwischen Rationalität und Irrationalität, wobei das „Irrationale“ eliminiert und als faschistische Gefahr isoliert gehört. Eine große Gefahr liegt aber meines Erachtens darin, alle Themen zu tabuisieren, die im herrschenden Wissenschaftsbetrieb der Vernunftglaubensgemeinde als „unwissenschaftlich“ und „rechts“ gelten, weil dann nur diejenigen sich damit befassen, die vorhaben, uns Frauen weiterhin klein zu halten und vielfältig vernetzte demokratische Gebilde zu zerstören, was ihnen auch mehr und mehr in Krisenzeiten gelingen könnte, da die ratio-

nal zurechtgestutzten Menschen nicht gelernt haben, mit ihren anderen Erlebnisdimensionen bewußt umzugehen, sie sind manipulierbar auf einer Ebene, die sie kaum wahrnehmen.

Es gehört philosophischer Mut dazu, eine Gradwanderung zwischen Mythos und Vernunft zu wagen, wie es auch schon Theodor W. Adorno versucht hat und wie ich es weiter treibe zugunsten unserer weiblichen Fähigkeiten, seien sie soziologisch bedingt oder auch biologisch.

Daß wir uns biologisch von den Männern unterscheiden, brauche ich hier wohl nicht nach der langen „Differenzdebatte“ zu beweisen, es ist nur die Frage, ob diese unterschiedlichen Erfahrungen unseres Körpers, wie Mensis, Gebären, Stillen, kitorale und vaginale Lüste etc. Auswirkungen haben auf unsere Gefühls- und Denkungsarten, die uns vielleicht sehr eigen sind, ohne daß wir sie aber ausführlicher in der bisherigen patriarchalen Geschichte hätten leben und kultivieren dürfen.

Nicht nur die Juden wurden wegen ihrer besonderen Erkenntnisart als Religiöse verfolgt und massenweise ermordet von vielen deutschen Männern und sie unterstützenden Frauen. Auch Frauen wurden massenhaft durch die kirchlichen christlichen Inquisitoren ermordet, wegen ihrer besonderen Erkenntnisarten und ihres Heilungswissens, das den damaligen Männern unzugänglich und unheimlich war.

Die übliche strikte Trennung zwischen Vernunft und Gefühl, von der auch die Autorin ausgeht, ist sowieso nicht lebbar, auch wenn Vernunftgläubige für sich die Existenz einer „reinen Vernunft“ mit all der begleitenden Frauen- und Leib-

feindlichkeit behaupten, die wir kennen, auch wenn dasselbe Argumentationsmuster von den VernunftgegnerInnen, den EmotionalistInnen vorgebracht wird, nur vom Gegenextrem her.

Natürlich ist in dieser dualistischen Sichtweise für Kirchhof meine Argumentationsweise nicht schlüssig und widersprüchlich, weil sie nicht in dieses Schema einzuordnen ist.

Ich versuche eine Balance zwischen diesen beiden extremen Erkenntnisweisen, sozusagen zwischen rechter und linker Gehirnhälfte, in theoretischere Sprache zu bringen. Auch ich liebe meine rationalen analytischen Fähigkeiten, aber auch sehr meine intuitiven, kreativen und sprachlichen leiblichen Fähigkeiten. Wir sollten uns als freie Frauen in einer Zeit der Orientierungssuche nach neuen Lebensformen weder von den rationalen noch von den emotionalen Dominanzforderungen beherrschen lassen. Wir sollten wählen können zwischen unseren verschiedenen wunderbaren Fähigkeiten und diese „polyvalente“ Daseinsweise als „kreatives Chaos“ theoretisieren und kultivieren.

Zur Mütterpolitik: Ich halte eine tiefgründige Analyse zu den Erfahrungen des Gebärens und des Mutterseins in einer vaterrechtlichen Gesellschaft für notwendig, weil das Muttersein das größte Tabu des Patriarchats ist. Frauen gebären alle Menschen und müssen fast ohnmächtig zusehen, wie Männer und immer mehr Frauen in Kriegen sich gegenseitig umbringen für abstrakte Vernunftspekulationen des „Richtigen einen Gottes“, der „Richtigen Landesgrenzen“ oder der „Vormacht des Geldes“. Mütter in Tschetschenien,

in Chile, in der früheren BDR nach Tschernobyl haben sich organisiert, um ihre Geborenen und auch sich selber den Staatsoberen zu entziehen. Diese Organisationsversuche mit Faschismus in eins zu setzen und meine Philosophie zur Unterstützung aller Mütterpolitikerinnen der Welt, die sich gegen die Patriarchen richtet, als biologistische, ethnische Naziideologie zu verunglimpfen, das ist entweder von bewußt böser Absicht geprägt oder einfach blind. Nirgends behaupte ich, daß „Muttersein“ Vorraussetzung für „richtiges Frausein“ ist, sondern nur: daß wir uns auf unsere Geburtlichkeit besinnen sollten, wie auch die Philosophin Hannah Arendt anregte, die eine bewußt antifaschistische Denkerin war.

Jede Frau ist eine von einer Frau geborene Frau, auch jeder Mann. Wir Menschen sind fraugeborene leibliche Lebewesen und keine freigebohrenen Vernunftwesen aus dem himmlischen Geiste. Um dieses leibliche „In-der-Welt-sein-Bewußtsein“ geht es mir. Dabei ist mir klar, daß vor allem in der westdeutschen Frauenbewegung das Muttersein und Mutterwerden ziemlich patriarchal als tierischer Körperakt jenseits aller Vernunft angesehen wird, was etwas mit dem spezifisch deutschen Trauma der Naziideologie zur Mutterschaft zu tun hat, aber auch mit der allgemeinen patriarchalen Geschichte seit etwa 4500 Jahren. (Ob es ein Matriarchat vor dieser Geschichte gegeben hat oder nicht, darum streite ich in keiner Zeile, weil hier berufenerer Fachkolleginnen als ich heftig in ihren Büchern streiten, aber daß das Patriarchat einen Anfang hat, davon bin ich überzeugt, seit ich in den alten Schriften der Philo-

sophie und Mythologie gelesen habe, und diese Anfänge sind rational nachvollziehbar, wenn sie erforscht werden. Wie es vorher gewesen sein mag, das überlasse ich der historischen Spekulation, obwohl die matristischen Mythen sehr anregend sind für die eigene Selbstbewußtwerdung zur freien Frau.) Das Gebären ist eine eigene geistige, leibliche, rationale, emotionale und intellektuelle Grenzerfahrung, die eine Frau erleben kann. Dieses Lebensheimnis, das uns Frauen zugänglich ist, als dumpfes Ausbrüten zu tabuisieren und keine Theoriebildung aus diesen Erfahrungen zu erlauben, ist frauenfeindlich. Es war mir ein „innerer Vorbeimarsch“, mich in einem Foto mit Baby im Buch dargestellt zu sehen, eine Philosophin mit Baby, das hat es in der Philosophiegeschichte als Bild noch nicht gegeben, das durfte nur eine von Männern idealisierte Madonna sein, keine leibhaftige Realität. Das heißt nicht, daß nun konstruiert werden kann, ich gehöre der „Lebensbewegung“ an, die Schwangerschaftsabbruch verbieten will, es heißt, daß für mich die freie Frau sich letztlich ohne Staatsgesetz versteht und entscheidet. Unser aller Verhältnis zum Leben könnte sich in zuwendender Hinsicht ändern, wenn wir uns selber mehr als Leibgeborene erfassen könnten und nicht nur als reinen Ratiogeist, der in einem Körper Auto fährt, wie es die meisten Philosophen seit der Antike sehen. Nun zum Vorwurf, daß ich eine Faschistin wegen esoterischer, heidnischer und antimarxistischer Äußerungen sei.

Ich habe vor einigen Jahren als engagierte Initiatorin und Lehrerin einer

erwachsenen mündigen Frauenklasse des zweiten Bildungsweges im Themenbereich Mittelalter und Frauenmystik auf die Edelsteintherapie der Philosophin Hildegard von Bingen hingewiesen und sogar beispielhafte Edelsteine in die Klasse mitgebracht. Von Bingen bringt eine Weltweisheit zur Sprache, die auch Steine und Kräuter in ihr Verständnis von „Weisheit“ einbezieht, die sie ebenso wie ich als einen weiblichen Erkenntniszustand ansieht. Das soll faschistisch sein? Nächstes Beispiel: Im Deutschlehrplan steht das Nibelungenlied und die Edda zur Unterrichtspflicht. Wir fragten, welche Rollen Frauen hier spielen, auch in der germanischen Mythologie. Da ich darüber fast gar nichts wußte, beschlossen die Frauen, daß ich Vertreterinnen oder Vertreter einer in Berlin als links/grün und ökologischfeministisch (Es gibt dort auch einen Hexenkreis) bekannten Heidengruppe ansprechen sollte, ob sie zum Thema Frauen und Einführung in die Edda etwas vortragen würden. Es konnte nur ein Mann vortragen, und die Frauen der Frauenklasse haben sogar gegen meine Bedenken diesen Mann sprechen hören wollen über die Frauenrolle bei den Germanen und in der germanischen Mythologie. Hier haben die Frauen selber alles abgestimmt, und ich habe mein Organisationstalent zur Verfügung gestellt. Hier irgendwelche abstrusen Kontakte zu bekannten Faschisten zu konstruieren, kann ich nur noch als irgendeine private Abrechnung interpretieren. Ich möchte darauf hinweisen, daß Astrid Kirchof eine ehemalige Schülerin von mir in jener besagten Frauenklasse war und nach anfänglicher überdimen-

sionierter Anhimmelei meiner Person aus irgendwelchen persönlichen Enttäuschungen ins Gegenteil verfiel. Daß das Lehrerinnen mit Schülerinnen passieren kann, gehört zum Berufsalltag des Lehrerinnendaseins.

In meiner Rundfunksendung zur Leibphilosophie zitiere ich einen Briefwechsel mit der Marxistin Christel Neusüß, die meine Arbeit seit Tschernobyl finanziell gefördert hat. Wir waren begeistert darüber, daß wir Marx nun auf die Füße stellen konnten, denn ihm fehlte in seinem dreidimensionalen Materialismus der Leib, unser Leib. Wir fanden, daß unser leibhaftiger Materialismus viel materialistischer war als der hegelsche Geistesmaterialismus des Marx. Hieraus aber einen antimarxistischen Strick zu drehen, wie es Astrid Kirchhof unternimmt, ist einfach intellektuell unredlich.

Ich halte mich für moralisch integer genug, mich mit Themen befassen zu können, die faschistisch besetzt sind, weil ich mir sehr sicher bin, daß ich keine Faschistin sein und werden kann. Auch deshalb, weil ich aus einer weiblichen Familientradition komme, die mich sicher macht. Meine deutsche Großmutter leistete individuellen Widerstand gegen den Naziobersten ihres Dorfes, der befahl, daß sie ihre Kinder in die Hitlerjugend geben mußte. Für meine ziemlich frei lebende Großmutter waren die Nazis Verbrecher. Dies verkündete sie lauthals auf dem Dorfplatz und wurde dafür den ganzen Krieg über ins Zuchthaus eingesperrt. Ihre kleinen Kinder wurden in saubere deutsche Familien verteilt, nur die beiden größeren, meine Mutter und ihr

Bruder, wurden ins KZ gebracht. Mein 16jähriger Onkel fiel als Kanonenhüter im ersten Jahr an der Kriegsfront, meine Mutter fristete ihre Mädchen und frühen Frauenjahre im Konzentrations- und Arbeitslager Breitenau (Guxhagen). Ich habe die ersten fünf Jahre meines Mädchenlebens im ehemaligen Arbeitslager Misburg in Hannover gelebt, unter KZ-Überlebenden, die wegen Krankheit von keinem Land als Einwanderer aufgenommen wurden, die sich auch manchmal erhängten vor Verzweiflung und nicht wußten wohin. Ich wuchs unter überlebenden Zigeunern, „deutschen Asozialen“ und Slawen auf, die nicht in ihre kommunistische Heimat zurück wollten, und ich kann mich noch gut an die Drahtgitterzäune um das Lager herum erinnern, die uns von den „guten Deutschen“, da weit hinten in den neu gebauten Einfamilienhäusern, abgrenzten.

Mein polnischer Vater hat mir von dem freien Sinn der poetischen und intelligenten Polen erzählt. Auch ein kleines Kind kann sehr weise sein, das habe ich in meinem Buch erwähnt. Oft sind es nicht die Alten, die noch vom Leben etwas wissen. Das hätte Astrid Kirchhof in meinem Buch lesen können. Ich bin mit Liebe zur Sophia Philosophin geworden, komme vom Rand der Welt aus der Sehnsucht nach dem freien Sinn, aber vielleicht bin ich nur ein Vogel, der über das Fliegen singen kann, während wahrhaft freie Vögel einfach fliegen. Ich lade alle Leserinnen ein, mein Buch selber zu lesen. Ich habe es für uns Frauen geschrieben und für die wenigen Männer, die uns vielleicht helfen, freie Frauen zu sein, zu bleiben und zu werden. ♀

Kristin Mühlenhardt-Jentz,
„Mütter gegen Atomkraft“, Nürnberg

Annegret Stopczyk's Buch „Nein danke, ich danke selber“ in die Nähe faschistischen Gedankenguts zu rücken, zeugt von einem sehr beschränkten, gleichwohl sehr verbreiteten Denken in Schubladenkategorien.

Ich kenne A. Stopczyk's Gedankengänge seit dem Ereignis der Tschernobylkatastrophe. Auf einem bundesweiten Anti-Atomkongress beschwor sie schon damals den Mut der Frauen zum Selberdenken und -handeln, weil ihr – und mit ihr vielen Frauen damals – schlagartig und beispielhaft der Zusammenhang eines herrschenden pathologischen Fortschrittdenkens und der weltweiten Zerstörungsprozesse offenkundig geworden war.

Die Erkenntnis, daß unsere Lebensinteressen von den Herrschenden übergeordneten sogenannten Sachzwängen geopfert und lächerlich gemacht wurden, erfuhren viele Frauen durch diesen Anlaß leibhaftig auf eine Weise, die sie zum Handeln und zu Protest aus tiefer Empörung befähigte. Viele Frauen nahmen Veränderungen in ihrem Leben vor, wurden politisch, weil sie begriffen, daß dieses (ir)rationale Denken der Herrschenden ermöglicht wurde durch eine stetige, weit zurückreichende Verdrängung der ins Private abgeschobenen weiblichen Wahrnehmung, die so zu einem gesellschaftlich benötigten Geschlechterrollendenken geschrumpft (worden) war. Genau von dieser verstümmelten Weiblichkeit spricht Annegret Stopczyk in ihrem Buch nun

wahrlich nicht, ebensowenig von einer auf Biologie reduzierten Weiblichkeit. Astrid Kirchhoff unterstellt dies, wie mir scheint, aus einer Art verkrampfter ‚political correctness‘, um mit Hilfe aus dem Kontext gerissener Zitate aus A. Stopczyks Buch zu demonstrieren, wie brav sie ihre Lektion in Sachen Faschismus gelernt hat. Erkenntnisfördernd hinsichtlich der Ursachen von Faschismus ist ihre falsche und giftige Auslegung von A. Stopczyks Gedankengängen nicht: Nicht als widerständig zu verstehende Differenz der Frauen, wie sie A. Stopczyk postuliert, konnte von den Nazis für ihre Zwecke mißbraucht und funktionalisiert werden, sondern eine auf biologische Funktionen herabgewürdigte Weiblichkeit, die von einer großen Zahl von Mitläuferinnen bereitwilligst in den Dienst einer „höheren Sache“ gestellt wurde, nämlich der Idee von der Höherwertigkeit der nordischen Rasse, von der Vormachtstellung des deutschen Volkes und der biologischen und ideellen Aufgaben deutscher Frauen und Mütter. Daß auch diese Idee im Kern zutiefst lebensfeindlich war und kalter Rationalität entsprang, wird bis heute, überlagert durch die damaligen Bilder einer aufgeputzten Gefühlsbereitschaft, übersehen. Seitdem ist der Begriff der Mutter in Deutschland „braun“ besetzt; die „aufgeklärte“ Mutter spricht tunlichst von sich als „Frau mit Kind“.

Nicht mehr darüber nachdenken zu dürfen, wie wir als Frauen und Mütter denken, leben und sein wollen, nachdem wir die Sackgasse einer einseitig rationalistischen und patriarchalischen Denkweise erkannt haben, kommt

einem Gesinnungsterror sich als links verstehender Gruppierungen gleich, die ihre „Wahrheit“ immer schon im Kasten haben; für diese gibt es nur eine autoritär geprägte Form von links und gut und feministisch, und dazu will Astrid Kirchhoff gehören, wie es scheint.

Daß auf dem langen Weg der von Männern in Gang gesetzten Rationalisierungsprozesse Erfahrungswissen, wie wir uns mit dem Leben verbinden können, beiseite gesetzt wurde, wollen bzw. können solch „fortschrittliche“ Frauen wie Astrid Kirchhoff offenbar nicht sehen. Dieses unterdrückte Wissen macht eben nicht nur Männern Angst, sondern auch vielen Frauen. Gemein ist leider nur, wenn diese Angst mit Verzerrungen, Unterstellungen und übler Verleumdung abgewehrt wird, wie dies Annegret Stopczyk mit ihrem mutigen, aufrichtigen und äußerst interessanten Buch durch Astrid Kirchhoff angetan wurde. ♀



Gudrun Nositschka, Mechernich

Welche traumatischen Schäden die Nazi-Ideologie in unserem Denken und Fühlen angerichtet hat und weiter bewirkt, erkenne ich in dem Beitrag von Astrid Kirchhoff in ihrer Be- und Verurteilung von der Philosophin Annegret Stopczyk als Person und ihrer Leib-Philosophie. Das Festgenageltsein von sogenannten arischen Frauen in der Nazi-Ideologie auf die Mutterrolle und als Lieferantinnen von zahlreichem Nachwuchs für das „Herrenvolk und seine Herrschaftsausübung“, ohne den Hauch eigener Mitwirkungsrechte in jedweder Form, hat bei der Kritikerin wohl dazu geführt, alle Dinge, die mit Mutterschaft in Verbindung gebracht werden könnten, als biologistisch zu diffamieren. Gäbe es mittlerweile nicht beeindruckende feministische Literatur mit Forschungsergebnissen, könnte ich diese wohl junge Frau verstehen, führte meine eigenen, Sozialisation in den fünfziger und sechziger Jahren durch das Nazi-Trauma zu einer Ablehnung und Abwertung meines eigenen Selbstverständnisses als Frau, einschließlich meines Lebens in einem Zyklus.

Frauen wie ich, die etwas gelten wollten, strebten danach, den Männern und ihren Werten nachzueifern. Nur das erschien mir bedeutsam. Emanzipation hieß, ein Mütter-Dasein, Familien- und Gartenarbeit zu verachten und hinaus ins Leben zu stürmen, um sich auf männlich-besetzten Gebieten zu tumeln und männliche Anerkennung zu ergattern. Nicht erst heute frage ich mich entsetzt, wie ich so blind sein konnte, einem Denken und Handeln

hinterherzulaufen und mir anzueignen, das aus Frauen Wesen gemacht hat, die dem männlichen Geist und seinen Phantasien von der Welt zu dienen haben.

O ja, anders als bei den Nazis, durften und dürfen wir Frauen in Demokratien und auch in den ehemaligen sozialistischen Diktaturen aus dem Käfig verordneter Nur-Weiblichkeit ausbrechen, dürfen uns bilden, Universitäten besuchen, Berufstätig sein und Politik betreiben. Aber alles unter einer Prämisse: Wir dürfen die Männerwissenschaft nicht ideologiekritisch angehen, der Schulunterricht bleibt an der Lernstruktur der Jungen orientiert, dürfen in eine männliche Brufwelt hineinwachsen, und in der Politik müssen wir männlichen Machtinteressen dienen. Das heißt, wir internalisieren bereitwillig ein patriarchales Weltbild und machen uns zu Verkünderinnen männlicher Werte und Gesetze, um von Männern anerkannt zu werden. (Siehe auch Anthropologie von Gerda Weiler, 1993 und 1994, sowie "Die Schule macht Mädchen dumm", Stalman 1993)

Gegen diesen Codex verstößt wie viele Feministinnen auch die Philosophin Annegret Stopczyk. Sie gehört obendrein zu den radikalen Denkerinnen, die die Unterdrückung der Frau nicht nur darin sehen, daß ihr die Selbstverwirklichung verwehrt wird, Ausgangspunkt des humanistischen Feminismus, sondern die Crux in der Ablehnung und Abwertung spezifisch weiblicher Fähigkeiten und Aktivitäten in unseren männerzentrierten Kulturen erkannt haben und ein Umdenken fordern (Gynozentrischer Feminismus).

Männliche Werte wie Gewalt- und Tötungsbereitschaft, Egoismus und Konkurrenz sowie die Unterdrückung von Körper, Sexualität und Gefühlen gefährden das Überleben der Menschheit. Deshalb setzen Feministinnen auf einen Paradigmawechsel der Wertvorstellungen, wollen die Fähigkeiten von Frauen u.a. der sozialen Kooperation in den Mittelpunkt des Lebens stellen. (Young: „Humanismus, Gynozentrismus und feministische Politik“ in: „Denkverhältnisse, Feminismus und Kritik“, 1989) Dieser Ansatz ist radikaler als der humanistische Ansatz, fordert er doch die herrschende Ideologie stärker heraus als die Forderung an weiblicher Teilhabe an Männer-Herrschaft.

Es verwundert mich nach unserem deutschen Nazi-Trauma nicht, daß diese Denkansätze zuerst in den USA, Frankreich und Italien entwickelt worden sind. Ich hoffe sehr und kämpfe dafür, daß die unterschiedlichen Ansätze uns Frauen nicht schwächen, sondern die Vielfalt uns ermöglicht, Perversionen der Männerherrschaften auf allen Gebieten möglichst rasch zu überwinden und nicht durch konservative Einnahmehemühungen Gefahr laufen, subtileren Unterdrückungsmechanismen Vorschub zu leisten.

Könnte es sein, daß die Kritikerin Astrid Kirchhof eben das befürchtet und deshalb zu einem Rundumschlag ausgeholt hat? Leider enthält dieser soviel widerliche Polemik, die mich Überwindung gekostet hat, überhaupt auf ihre Angriffe einzugehen. Doch die Philosophie Annegret Stopczyks verdient Frauen-solidarität. ♀

Marianne Schwan, Forst (Hessen)

Auf meinem Bücherzettel stand „Nein danke, ich denke selber“ von Annegret Stopczyk schon seit einigen Wochen, als ich die Kritik Astrid Kirchhofs im Weibblick Juli/August '96 zunächst nur oberflächlich zur Kenntnis nahm. Ich registrierte, daß Kirchhof der Philosophin und Buchautorin Stopczyk eine Überbetonung der Gebärfähigkeit und Mütterlichkeit zuschrieb, mit der diese die feministische Partei „Die Frauen“ zu unterwandern versuche. Ich dachte, hier gäbe es einen interessanten inhaltlichen Streit, über den ich mir selbst eine Meinung bilden wollte, deshalb kaufe ich unverzüglich das Buch, um es sogleich zu lesen.

Am Buch spricht mich an, daß Annegret Stopczyk eine allgemein verständliche Sprache verwendet, ihr Thema in einen lebendigen Zusammenhang bringt, ihre Freude und ihre Befriedigung an der Philosophie mitteilt und auch der philosophisch nicht vorgebildeten Leserin das Thema leichtzugänglich vermittelt. Stopczyk plädiert leidenschaftlich für das Selberdenken, argumentiert selber behutsam, nachdenklich, berücksichtigt dabei andere Meinungen und verbindet mit ihrer Betonung des Philosophierens aus weiblicher Sicht das Denken mit dem Fühlen und Erleben. Besonders gefällt mir an dem Buch, daß die Autorin sich selbst einbringt, von ihrer eigenen Geschichte und Motivation ausgeht, so daß nicht nur der Hintergrund klar ist, vor dem argumentiert wird, sondern auch eine spannende persönliche Entwicklung vorgestellt wird. Nach der Lektüre des Buches nehme ich wieder

Astrid Kirchhofs Kritik zur Hand und bin verärgert. Kirchhof setzt sich nicht inhaltlich mit der kritisierten Leibphilosophie auseinander, sondern arbeitet mit Unterstellungen und Verdrehungen, die ich als böswillig empfinde. So verwendet sie beispielsweise rassistische Äußerungen Rudolf Steiners oder 41 Zeilen einer mir unbekanntens Ursula Homann über den Okultismus u.a. Hitlers, um Stopczyk üble Machenschaften nachweisen zu wollen. Kirchhof stellt Stopczyk als lächerlich dar, indem sie Zitate konfus zusammenstellt oder falsch wiedergibt. So schreibt Kirchhof der Philosophin z.B. zu, daß „der Körper das Denken“ oder das „Gebären das Bewußtsein“ bestimme, was absoluter Unsinn ist und nicht von Stopczyk stammt. Kirchhof verwendet viele Argumente gegen Esoterik, um sie zusammenhanglos und ohne Veranlassung Stopczyk überzustülpen. Bei Kirchhof werden Menschen, die meditieren, zu MeditationsfanatikerInnen, was bereits vom Wortsinn unmöglich ist, und Schwärmer, Pazifisten, Vegetarier, Grüne, feministische und krichliche Gruppen in einen Topf wirft. Kirchhof unterscheidet weder Mystik von Religion, noch Esoterik von Magie oder Spiritualität von Okultismus, wirft alles zusammen und viele Vorurteile dazu, mixt gehörige Portionen Faschismus und Rassismus hinzu und beschuldigt und beleidigt mit diesem (ihrem eigenen) Durcheinander nicht nur die Buchautorin, sondern alle Menschen, deren Welt nicht allein aus Vernunft und Materie besteht.

Nach wiederholtem Studium des Pamphlets von Kirchhof komme ich zu dem

Schluß, daß es sich bei diesem Beitrag um eine persönliche Tirade entweder gegen die Philosophin selber oder gegen alle, die den von ihr verteidigten vernünftigen Materialismus nicht teilen, handelt, mit dem ich aber nichts zu tun habe. Und deshalb will ich mich nicht weiter mit den Beschuldigungen Kirchhofs beschäftigen. Begrüssen würde ich, wenn die Weiblick-Redaktion Annegret Stopczyk Gelegenheit zur Richtigstellung geben würde.

Vor dem Hintergrund, was einer Feministin blühen kann, wenn sie neue Gedanken oder Zusammenhänge veröffentlicht, will ich den Mut Annegret Stopczyks besonders würdigen. Jede Feministin weiß, wie angreifbar sie sich macht, wenn sie nicht (angeblich) objektiv unpersönlich und abstrakt wissenschaftlich alleine vernünftig argumentiert in einer mit vielen Fremd- und Fachwörtern gespickten, möglichst unverständlichen Sprache und mit ellenlanger Zitatenliste. Aber genau das bringt uns weiter. Stopczyk bringt nicht nur viele solcher Angriffspunkte und ihre persönliche Geschichte dazu ein, sondern auch ganz neue philosophische Themen wie z.B. „Geburtlichkeit“. Und begibt sich damit in ein weiteres bundesdeutsches Frauendilemma. Zwar wird in der Bundesrepublik u.a. wegen fehlender Kinderbetreuungseinrichtungen und Ganztagschulen ein unglaublicher Arbeitseinsatz von Müttern verlangt. Gebären und Mutterschaft selbst sind aber immer noch nach den faschistischen Mutterkreuzen ein Tabuthema. Ich finde es sehr richtig und an der Zeit, Mutterschaft zu einem feministischen Thema zu machen und begrüße es, daß

Stopczyk ihre Erfahrungen veröffentlicht. Meine Motivation für diesen Beitrag ist, meine Unterstützung dafür zu geben, daß neue Gedanken und Erfahrungen, auch wenn sie noch unfertig sind, zur Diskussion gestellt werden können. In vielen Frauengruppen des Westens war in den siebziger und achtziger Jahren das sogenannte Champignonsyndrom zu beobachten. Sobald eine Frau mehr machte oder konnte als die übrigen Frauen der Gruppe oder etwas Ungewöhnliches äußerte, wurde sie „geköpft“. Das Syndrom bewirkte, daß alle Frauen sich bedeckt hielten und keine mehr etwas machte oder sagte. So konnte die Gruppe sich völlig lähmen. Auch kam es vor, daß einzelne Theoretikerinnen mit neuen, zum Teil noch unfertig veröffentlichten Gedanken derart angegriffen und diffamiert wurden, daß diese mundtot gemacht wurden oder resignierten. Heute sind wir doch inzwischen weiter. Heute können Frauen neue Ideen entwickeln, sich loben oder kritisieren lassen und mit den Anregungen produktiv weiter arbeiten. Heute wird eine Feministin nicht nach einem eventuellen Fehler ausgegrenzt, sondern als der zugehörige so kritisiert, daß es für alle Beteiligten bereichernd ist, wie Alice Walker es im Zusammenhang mit der Rassismusdebatte forderte.

Annegret Stopczyk nennt „Nein danke, ich denke selber“ eine Einführung in ihre Leibphilosophie. Sehr neugierig geworden bin ich auf die angekündigten Fortsetzungen und wohin die Gedanken der Philosophin führen werden. ♀

**Ulrike Gramann, früher Ostberlin,
heute Westberlin**

Wirklich so schlimm, die Texte von Annegret Stopczyk? Beinahe hätte mich angesichts der kritischen Analyse von Astrid Kirchhoff im Weibblick 27 Mitleid mit der „Leibphilosophin“ erfaßt, da erfuhr ich, daß sie im Jahr 1980 ein positiv-affirmatives Nachwort zum Reprint von Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter“, einer extrem frauenfeindlichen und antisemitischen Hetzschrift aus dem Jahr 1903, geschrieben hat. Stopczyk war damals immerhin Ende Zwanzig, von einer „Jugendsünde“ kann also nicht gut gesprochen werden. An Weiningers Buch ist nichts zu deuteln, zumal die Geschichte und leider auch die Gegenwart uns eindrücklich lehrt, daß rassistische, antisemitische Schriften mehr sind als Zeugnisse maßloser Selbstüberschätzung und (nicht nur männlicher) Definiertheit. – Dies vorab.¹ Nun ist der Vorwurf von Kontakten zur esoterisch-rechten und rechten Szene das Eine²: im Zweifelsfall wird wohl jede solche Kontakte abstreiten oder verharmlosen. Das Andere wäre die Anfrage an den vorliegenden Text, der im Falle von „Nein danke, ich denke selber“³ in leicht verständlicher bis populärer, gleichwohl ambitionierter Form einherkommt.

Ein wesentlicher Teil von Stopczyks erklärt autobiographischem Text beschäftigt sich mit der Begegnung mit Menschen aus der DDR und „dem Osten“, die der Autorin als Spiegel ihrer eigenen BRD-Sozialisation dienen. Auf der Suche nach Unterschieden zwischen „Wessis“ und „Ossis“⁴ befragte sie ausgewählte Einzelpersonen zum Thema

Philosophie, unter der formulierten, aber zweifelhaften Voraussetzung, in Berlin-Charlottenburg (Wilmsdorfer Str.) Alt- und in Berlin-Mitte (Alexanderplatz) Neu-BundesbürgerInnen anzutreffen. Weiterhin wählte sie „möglichst unakademisch wirkende Menschen“, woran immer sie diese erkannt haben mag. Später lernte sie „DDR-Intellektuelle“ kennen. Das sind, wie ich ihrem Buch entnehme, „Parteikaderphilosophen“ und ehemalige StaatsbürgerkundeführerInnen, die jetzt unter Stopczyks Mithilfe befähigt werden sollen, LER zu unterrichten. Mehrere in Ostberlin Befragte erklärten, sie wüßten, da sie Arbeiter wären, nichts von Philosophie, woraus die Fragerin folgerte, in der DDR wären „Hand und Kopfarbeit (...) getrennt gelebt (worden), als Marx in seinen Schriften erlaube.“ (S.28) Die Erkenntnis über die Unterschiede von Hand- und KopfarbeiterInnen im DDR-Staat ehrt die Fragerin, beweist sie doch, daß sie den Unterschied zwischen dem DDR-Regime und dem Pol Pots bemerkt hat. Marx, übrigens, hat sich nie über einen real existierenden Sozialismus geäußert. Das haben in der DDR höchstens StaatsbürgerkundeführerInnen geglaubt, doch gewiß auch die nicht alle.

Die intellektuelle Szene in der DDR beschränkte sich nicht auf den akademischen Bereich, zum Beispiel, weil nicht jede Person, die intellektuell befähigt war, studieren durfte, konnte, wollte. Diskussions- und Literaturkreise, öffentlich, unter evangelischem Dach, privat, halblegal, profitierten nicht zuletzt davon, daß alle Heranwachsenden in der DDR mit dem Denken von Marx,

Engels und Lenin vertraut gemacht wurden. „Auswendiglernen“ (S.48) haben einige LehrerInnen ihren Unterricht gegenüber Stopczyk genannt. Für die einen mag das stimmen, aber andere haben in diesem Unterricht denken und widersprechen gelernt, und einige haben dies sogar gelehrt. Behauptungen über die „Klassiker“ aus ihren Schriften zu widerlegen, war Volkssport. Einige von uns haben gelernt, die DDR-Realität nicht mit der BRD-Realität zu vergleichen, sondern mit dem eigenen Anspruch. Leider hat Stopczyk davon nichts wahrgenommen, oder niemand hat es ihr erzählt.

Ihre Begegnungen bewegen Stopczyk zu Pauschalurteilen über das ihrem Eindruck nach eingeschränkte Geistesleben in der DDR. Aus der unterschiedlichen Entwicklung der beiden deutschen Staaten resultiert ein „zweigeteiltes Volksempfinden“. Ja, sie schreibt „Volksempfinden“! Menschen aus der DDR machen Stopczyk „wie verzaubert“, was sie nicht hindert, ihnen von Naivität über größere Humanität bis hin zur Unkenntnis jeder Philosophie außer der marxistischen alles mögliche zuzuschreiben. Menschen als Projektionsfläche eigener Zuschreibungen zu benutzen, ist, was man gewöhnlich rassistisch nennt.

Wenn Stopczyk einer Georgierin, die in den in Berlin ausgestellten Kunstwerken „keinen tieferen Lebenssinn“ fand, zustimmt und selbst in populistischer Weise behauptet, deutsche KünstlerInnen würden malen, „weil sie die Bilder an Leute mit Geld verkaufen wollen (...) mit Hilfe der den Markt

beherrschenden Kritiker, Professoren und Galeristen“, so beweist das nicht nur Mangel an Kenntnis, sondern auch, daß die Worte einer Frau „aus dem Osten“ ihr nur dazu dienen, den eigenen Vorurteilen Authentizität und Autorität zu verleihen. Anscheinend hat die Verfasserin jene Georgierin nicht einmal gefragt, welche der Kunstwerke aus mehreren Jahrtausenden, die in Berlin zu sehen sind, ihr Mißfallen erregt haben, und sie klärt uns auch nicht darüber auf, welche KünstlerInnen sie selbst meint. In der viel beachteten Ausstellung von 14 Künstlerinnen, darunter Rebecca Horn und Rosemarie Trockel⁵, die 1995 auch in Berlin gezeigt wurde, hätte Stopczyk prüfen können, ob es Frauen in der von ihr so genannten westlichen Kunst nur um „Form und Schuleinrichtungen, weniger um eigene Inhalte“ geht. (S.87) Nimmt Stopczyk Entwicklungen in der Kunst und der Theorie des ausgehenden 20. Jahrhunderts zur Kenntnis? Die pauschale Abwertung der Moderne in der Kultur ist Ausdruck einer Ignoranz, die glücklicherweise von Stopczyks Einzelfall nicht verallgemeinert werden muß. Sie entspricht einer geistigen Haltung, die es ermöglicht und ertragen hat, daß bedeutende Werke der Kunst von deutschen NationalsozialistInnen verächtlich gemacht, als entartet verfemt, zerstört oder zu Spottpreisen verschleudert wurden. Die heuchlerische Klage über angeblich gewinnorientierte KünstlerInnen gehört dazu.

Die Kunst „im Osten“ hat trotz staatlich beschränkter Reise- und Ausstellungsmöglichkeit den Kontakt zur internationalen Avantgarde nie verloren, wobei



es sicher Unterschiede in den einzelnen realsozialistischen Staaten gab.

Die Szene umfaßte überall mehr als sozialistisch-realistische Kunst. Anders, als Stopczyk suggeriert, gab es im Osten keine überzeitliche, von der Moderne abgekoppelte Kunst- und Literaturentwicklung. Mit etwas Geschick konnte frau sich fast jedes Buch beschaffen, auch wenn es im Westen erschienen war. Beispiele feministischen Schreibens (z.B. Texte von Susan Sonntag) erschienen noch vor der Wende in DDR-Verlagen, ebenso Klassikerinnen der feministischen Literatur, wie Simone de Beauvoir. Stopczyk zitiert eine größere Zahl männlicher Philosophen, und zwar

indem sie den eigenen Durchgang durch deren männliche Philosophien zeigt. Die Ausnahme ist Gerda Weiler, die mit ihrer Meinung über die „Todessehnsucht des Männlichen“ zitiert wird: diese rühre vom vergeblichen Kampf der männlichen Spermien um das weibliche Ei her. Auf eine Auseinandersetzung mit dieser Meinung verzichtet Stopczyk wieder und setzt sich statt dessen mit ähnlichen Äußerungen eines männlichen Psychologen auseinander. Konkrete Frauen kommen in Stopczyks Buch eher vereinzelt vor. Philosophinnen? Mehrfach wird Simone de Beauvoir erwähnt, und zwar mit der Bemerkung, sie habe die Gebärfähigkeit einer Frau als „tierisch“ bezeichnet.

Weiter wird Athene als Kopfgeburt des Zeus erwähnt, die Göttin, Hexen. Einzelbemerkungen. Ein Teil der über Philosophie Befragten sind Frauen. Eine Hebamme sagt und tut das Falsche, so daß der anwesende Mann ihr das Neugeborene wegnehmen muß, im Gegensatz zu Feuerwehrmännern, die es „absolut gut“ mit der jungen Mutter Stopczyk meinen. Über zwei Frauen schreibt Stopczyk etwas mehr: über eine anonyme Sterbende und über Christel Neusüß, die ebenfalls in ihrem Sterben beschrieben wird. Mileva Maric wird als Anregerin Einsteins erwähnt. Hannah Ahrendt darf den Begriff „Geburtlichkeit“ liefern, der für Stopczyk zentral scheint. Kleinlich? Nun ja. Unter den positiv zitierten Männern findet die Leserin Otto Weininger, ja, eben jenen, der meinte, die Frau sei ein rein sexuelles und völlig ungeistiges Wesen. Die von Weininger postulierte „Ich-Du-Beziehung“ eines Mannes zu seinem Geschlechtsteil und die daraus abgeleitete angeblich männliche Fähigkeit zum Dialogisieren nimmt Stopczyk zum Anlaß, um in Analogie dazu ihrerseits eine weibliche Fähigkeit zum „Tertialogieren“ zu behaupten, denn schließlich hätten Frauen ja zwei Brüste, und obendrein wäre in der Tiefe ihres Körpers „die vierte Dimension“ angelegt. Der leicht amüsierte Ton Stopczyks kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie auf Vergleiche solcher Art besonders stolz ist. (S.167)

Über die Frau Annegret Stopczyk erfährt die Leserin viel. Ihre weibliche Sicht in der Philosophie begründet sie durch ihre Gebärfähigkeit. Der Biologismus dieser Aussage, der ein ganzes Kapitel

einschließlich der Schilderung der Geburt von Stopczyks Sohn gewidmet ist, hat die besondere Pointe, daß diese Aussage auf den Mann als „Normalfall“ menschlicher Entwicklung im Gegensatz zum „Spezialfall“ Frau (gebärfähig) rekurriert. Die landläufig behauptete „Gefühls-“ und „Naturbezogenheit“, die „Friedfertigkeit“ von Frauen beruhen jedoch im Gegensatz zu Stopczyks Darstellung auf biologistischen Zuschreibungen, aufgrund deren Frauen sozial definiert werden. Letzteres prägt tatsächlich weibliches Denken: Autonomie ist deshalb etwas, das Frauen gegen die Idee ihrer Determiniertheit setzen müssen, während Männer die Autonomie ihrer Person als gegeben ansehen können.

Zum Thema Sexualität zitiert Stopczyk eine „philippinische Prostituierte“, die sich positiv über westeuropäische und amerikanische Männer äußert, da diese schnell zur Ejakulation kämen, während asiatische Männer ihren Orgasmus verzögerten. Das wäre schlecht fürs Geschäft. Abgesehen davon, daß die angebliche Äußerung der Frau wie eine Männerphantasie klingt und daß die Beschreibung rassistische und sexistische Klischees bedient - aber als ob frau davon absehen könnte, geht es doch in diesem Stil weiter: „der Asiate“, „der Amerikaner“. Der Gedankengang führt direkt zum Thema Liebe. „Wie wir denken, so lieben wir“, schreibt Stopczyk. Den heterosexuellen Koitus deutet sie, von asiatischen Vorbildern inspiriert, als „Heilsgeschehen“. Zitat: „Ich gehöre als Frau nicht nur einer Klasse von Menschen an, die zufällig die weibliche Energie des Kosmos einfängt, ich bin

auch noch als ganz persönliche Frau und als ganz individueller Mensch eine ganz besondere Gestaltung im Universum und möchte mich als solche in den Armen eines besonderen Mannes wiederfinden.“ Klingt dies auch nur wie eine der im übrigen zahlreichen Stilblüten in Stopczyks Text, so verweisen solche und ähnliche Aussagen doch auf das anvisierte Publikum. (S.190 f.)

Dem „männlichen“ Denken stellt die Verfasserin anlässlich ihres Gebärerlebnisses eine „weibliche“ Art des Denkens gegenüber - sie nennt diese Denktechnik „Bildergespräch“. Dies ist keine Neuentdeckung, frühere Kulturen kannten immer zwei Arten des Erkennens, neben dem intellektuellen das visionäre. Beide Arten sind, historisch betrachtet, sowohl Männern als auch Frauen zugeschrieben worden, wobei der Schwerpunkt bei weiblichen Denkerinnen teilweise stärker auf der visio (Schau) lag. Dahingestellt mag bleiben, ob das geschilderte Erlebnis eine solche visio war; kann doch jede nach ihrer eignen Façon selig werden. New-Age-Begeisterte sind dabei, in dieser Art des Denkens ihr individuelles Heil zu finden, indem sie sich zu individuellen Lösungen hinwenden, die angeblich jede haben könne, wenn sie nur ausreichend positiv denke. Problematisch im konkreten Fall ist, daß die Geburt eines Kindes von Stopczyk als der entscheidende Durchbruch zur Philosophie hingestellt wird. Sie habe nicht nur ihr Philosophieren, sondern auch ihre körperliche und seelische Genußfähigkeit unendlich verfeinert. Mag diese Selbstaussage auf die Person Stopczyks auch zutreffen, so führt die von ihr gemachte Verallgemeinerung dazu, daß

freiwillig oder unfreiwillig kinderlose Frauen keine Philosophinnen sind, ja daß alle Hervorbringungen dieser Frauen von geringerem Wert sind. Daß und warum das diskriminierend ist, muß wohl nicht diskutiert werden. Den Wert einer Frau danach zu bemessen, ob sie Kinder geboren hat, das haben die deutschen NationalsozialistInnen getan. Während Stopczyk behauptet, Muttersein wäre ein Tabu, ist Muttersein und Mütterlichkeit in der Nach-89er BRD tatsächlich sehr angesehen. Nicht-Müttern dagegen werden Egoismus, Karrieregeilheit, Verantwortungslosigkeit und Unweiblichkeit zugeschrieben. Dieser Vorwurf trifft nicht selten auch Frauen, die Kinder haben und ihre außerhäusliche Erwerbstätigkeit fortsetzen. Wenn es ein Vorurteil zu brechen gibt, dann dieses: daß Frauenleben auf eine bestimmte Weise (Mutterschaft) zu verlaufen haben und daß Sexualität einen bestimmten Zweck (Fortpflanzung) habe.

Eine frauenbewegte Forderung war und ist, daß unterschiedliche Lebensweisen und unterschiedliche Formen von Sexualität oder Verzicht auf Sexualität mit anderen Personen als gleichwertig anerkannt werden sollen. Die Autorin muß sich in ihrer Autobiographie nicht um Forderungen der Frauenbewegung kümmern, doch sie spricht mehrfach und emphatisch über politisches Engagement, das sie zusammen mit anderen Frauen entwickelt hat, nimmt also in gewisser Weise für sich in Anspruch, Teil der Frauenbewegung zu sein. Die sprachliche Unbekümmertheit, mit der Stopczyk Begriffe wie „Leiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ in politische Zusam-

menhänge setzt und mit einer kaum reflektierten Idee von „Mütterpolitik“ verbindet, paßt zu der politischen Unbedarftheit, mit der sie vorschlägt, den 9. November⁶ als „Revolutionsfest“ zu feiern, ebenso wie zu der Bedenkenlosigkeit, mit der sie Otto Weininger als Vordenker benutzt. Die Sprache spricht für uns. Begriffe, die nach Blut und Boden schmecken, meinen auch Blut und Boden.

Wenn Stopczyk Frauen in „Spitzenpositionen der Politik“ erträumt, so möchte sie, daß „diese Männer“ das fordern (S.267), und zwar sollen die Frauen dann „von Müttern“ gewählt werden. Männer sollen also ihrer Ansicht nach dafür sorgen, daß Mütter Positionen erhalten. Die ebenso alte wie sexistische Idee, Frauen wären die besseren Menschen, findet bei Annegret Stopczyk eine weitere, genau besehen aber weder neue noch originelle Wendung: Mütter sind die besseren Frauen. Offenbar hat diese Auffassung, wie Stopczyk selbst schreibt, bereits zu Konflikten mit frauenbewegten Frauen geführt (S.226 f.), und zwar zu dem Vorwurf, sie verbreite faschistoide Mütterideologie. Das mag die Leserin Stopczyks, sofern sie „Selberdenkerin“ ist, selbst beurteilen. Den Vorwurf kann Stopczyk jedenfalls nicht damit entkräften, „daß doch nicht Mütter im Nazireich die Mütterideologie erfunden hätten, sondern Männer, um sich Mütter zu unterwerfen“ (ebd.). Männer als Täter und Mütter als deren Opfer – dieses schlichte Schema paßt für die Geschichte des deutschen Faschismus leider nicht. Zu erinnern wäre hier nicht allein an die Bewegung „Dem Führer ein Kind schenken“, in der

Frauen durchaus freiwillig mit blonden blauäugigen Rassemännern Kinder zeugten. Welchen Anteil Frauen am alltäglichen Faschismus hatten (und haben), ist von HistorikerInnen noch wenig erforscht.

„Ich denke selber“ – welch ein Anspruch, ein guter und ernstzunehmender. Wir sollten ihn ernst nehmen und uns mit den Diskriminierungs- und Ausgrenzungsmechanismen in unserer Umgebung und auch in der Frauenbewegung auseinandersetzen. Und dazu gehört auch: Fragen, was hinter den vermeintlich unschuldigen Wörtern steckt.

Anmerkungen:

¹Vorab auch der Hinweis, daß Annegret Stopczyk so rasch, wie sie in die Feministische Partei eintrat, auch wieder ausgetreten ist, lax formuliert: aus mangelnder beiderseitiger Zuneigung.

²... wie ihn Astrid Kirchhof erhebt ...

³Annegret Stopczyk, Nein danke, ich denke selber. Berlin 1996.

⁴Hierbei handelt es sich um die Formulierung Stopczyks. ♀

Feministische Partei die Frauen Jutta Oesterle-Schwerin

Liebe Frauen, auf Euren Artikel in der letzten Weibblick möchten wir Euch mitteilen, daß Frau Annegret Stopczyk seit 4. 6. 96 nicht mehr Mitfrau in unserer Partei ist. Sie war es ganze 44 Tage lang und trat dann wieder aus. Wir bitten Euch, dies in der nächsten Ausgabe zu veröffentlichen. ♀



SCHULE AUS FRAUENSICHT

Christine Weiß

*Geschäftsführerin
des Unabhängigen
Frauenverbandes*



Christine Weiß

Über die Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen im Schulsystem von Ost und West

Welche Erinnerungen stellen sich ein, wenn frau an ihre Schulzeit zurückdenkt? Das Nicht-Drankommen im Unterricht, das Gelobtwerden für Fleiß und schöne Heftführung, Technisches Werken für Jungen, aber Handarbeitsunterricht für Mädchen, unterbrochene, nicht wahrgenommene oder nicht ernstgenommene Diskussionsbeiträge, Vieren in Mathematik, weil „Mathe nichts für mich ist“ oder die unangenehme Erinnerung an den koedukativen Sportunterricht: „Du läufst ja wie eine Dampfwalze“, „mit solchen Titten solltest Du den Hochsprung lieber sein lassen“ oder jede Woche beim koedukativen Schwimmunterricht bestimmte Jungs, die sich mit „Menstruationsbeschwerden“ auf die Bank setzen. Lehrerinnen, die den ganzen Tag mit der Disziplinierung der intelligenten, aber lauten und egoistischen Jungen beschäftigt sind, die den Mädchen weniger Aufmerksamkeit widmen und Beispiele im Unterricht grundsätzlich aus der Erfahrungswelt von Jungen wählen. Schulbücher, in denen Frauen nur als Mütter oder Hausfrauen, jedenfalls aber als einfache Gemüter, Heldinnen der (Haus-)Arbeit

oder als scheinbare Flachdenkerinnen vorkommen - Beispiele reichen von der „Milchmädchenrechnung“ bis zur Namen- und Geschichtslosigkeit von Frauen in Schulbüchern.

Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht, nicht zuletzt durch das Schulsystem, das alle Mädchen und Frauen durchlaufen haben. Gerade für Ostfrauen ist es auf den ersten Blick nicht leicht verständlich, daß auch das DDR-Schulsystem Frauen und Mädchen diskriminiert haben soll: Durch geschlechtsspezifische Unterschiede im Lehrerverhalten, durch andere Behandlung, andere Begrenzung, andere Unterstützung, andere Ansprache von Jungen und Mädchen, trotz oder gerade wegen der vielfältigen Gleichberechtigungspostulate. Trotz des gleichen Bildungszugangs von Frauen in der DDR konnte frau auch dort nicht den tradierten Geschlechterrollen und -verhältnissen entgehen. Auch das Schulsystem der DDR war nicht frei von der Hierarchie der Geschlechter: Lehrerinnen und Lehrer handelten unbewußt nach geschlechtsstereotypen Einstellungen, Unterrichtsmaterialien boten Mädchen kaum attraktive Identifikationsmöglichkeiten an, Jungen erhielten mehr Aufmerksamkeit im Unterricht, Stärken der Mädchen wurden nicht

wahrgenommen und gefördert, stattdessen wurden ihre vermeintlichen „Defizite“ bearbeitet.

Die Schule als ein zentraler Ort der Erziehung von Jungen und Mädchen muß für die Chancengleichheit beider Geschlechter sorgen. Mädchen und Jungen sollen entsprechend ihren Fähigkeiten und Interessen ausgebildet und gefördert werden. Nach Abschluß der Schule müssen sie gleiche Chancen haben, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten und ihre Existenz zu sichern. Um dieses – durch das Grundgesetz vorgegebene – Ziel zu erreichen, muß die Schule tiefgreifend verändert werden. Alle Beteiligten – keineswegs nur die Schülerinnen und Lehrerinnen – müssen ihre Handlungsweisen überdenken und korrigieren, wenn Schule zu einem adäquaten Lernort für Mädchen und Frauen werden soll.

Trotz jahrzehntelanger Praxis der gemeinsamen Erziehung von Mädchen und Jungen in der Schule ergibt sich immer noch ein niederschmetterndes Bild, das uns zeigt, daß Koedukation die Gleichberechtigung beider Geschlechter keineswegs „automatisch“ herstellt. Mädchen haben inzwischen zwar einen gleichberechtigten Zugang zu Bildungschancen, sie machen die auch eindeutig besseren Schulabschlüsse. Mädchen können diese Erfolge jedoch nicht annähernd in gleiche Chancen bei der beruflichen Bildung, bei der Hochschulbildung, bei der eigenständigen Existenzsicherung, dem Zugang zu Führungspositionen oder der Repräsentation in Entscheidungsgremien umsetzen. Dieses Fazit muß gezogen werden trotz ganzer

Bibliotheken, die die feministische Frauenforschung inzwischen mit dem Thema „Frauen und Bildung“ füllen konnte und trotz Hunderter von Studien über Chancengleichheit im Bildungswesen, nicht zuletzt von regierungsamtlicher Seite in Auftrag gegeben und von Steuergeldern bezahlt. Wie immer mangelt es offensichtlich nicht am „richtigen“ Wissen, sondern an der Umsetzung dieses Wissens in die politische und pädagogische Praxis. Und zuallererst gebracht es der Mehrheit der am Erziehungssystem Beteiligten am Willen zur Veränderung sowie an der Lust, neue Wege zu gehen, um das System Schule geschlechterdemokratisch zu verändern.

Um BildungspolitikerInnen, Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler für geschlechtsbezogene Ungleichheiten in der Schule zu sensibilisieren und Veränderungen anzuregen, hat der Unabhängige Frauenverband im Oktober 1996 eine überregionale Fachtagung zum Thema „Schule aus Frauensicht“ veranstaltet. Die *Crème de la crème* der pädagogischen Frauenforschung hat hier den Stand der pädagogischen Debatte zur Zweigeschlechtlichkeit von Erziehung in der Schule präsentiert und diskutiert. Es wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Schulsystem von Ost- und Westdeutschland reflektiert und ergründet, warum die Selbstbewußtseinsentwicklung von Jungen und Mädchen so unterschiedlich ist und wie es kommt, daß sich Frauen z. B. in der Mathematik so wenig „zuhause“ fühlen. Die Teilnehmerinnen der Tagung konnten mit folgendem gesicherten Wissen nach Hause gehen: Geschlechterfreie Erziehung ist eine Illusion. Geschlecht



ist eine entscheidende Kategorie in der Wahrnehmung aller Menschen, auch der Lehrenden und der Kinder selbst, und wird durch ihr Verhalten immer wieder sozial hergestellt. Mädchen wie Jungen verhalten sich sehr wohl „geschlechterbewußt“; sie erkennen das Geschlecht als Maßstab für Unterschiede an und grenzen sich darüber voneinander ab. Dennoch sind die den Geschlechtern zugewiesenen Zuschreibungen, heißen sie nun „Wesenszüge“ oder „Charaktereigenschaften“, ideologische Konstrukte und als solche historisch, sozial und kulturell bedingt und damit unterschiedlich – und veränderbar. Wie Mädchen und Jungen typi-

scherweise sind oder zu sein haben, ist weder naturgegeben, noch vernünftig und gleich, sondern entsteht durch Zuschreibung von Wesenseigenschaften, die unterschiedlich bewertet, gefördert, anerkannt und beschränkt werden. Diese je nach Geschlecht unterschiedlichen Zuschreibungen sind dichotomisch: Mädchen sind schwach, Jungen stark, Mädchen sind fleißig, Jungen faul, Mädchen sind „still“, Jungen laut, Mädchen strengen sich an, Jungen sind intellektuell. Über diese Zuschreibungen verteilt unsere Gesellschaft Anerkennung, Macht, Geld, Status, Zuneigung und – entscheidend – Lebenschancen.

TAGUNGEN

In Zukunft kommt es darauf an, allen Kindern Zugang zu allen Aktivitäten zu ermöglichen, individuelles und von Stereotypen abweichendes Verhalten zu fördern und einen aktiven und bewußten Umgang mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Geschlechter zu entwickeln.

Dabei ist es durchaus sinnvoll, den gemeinsamen Unterricht z.B. in naturwissenschaftlichen Fächern nach Geschlechtern zu teilen, um Mädchen und Jungen neue und positive Erfahrungen mit dem eigenen Geschlecht zu ermöglichen. Mädchen können so ihr Wissen ohne Angst vor Spott oder Nichtwahrge-nommenwerden äußern, können gemeinsam an der gleichen Sache arbeiten und können sich besser konzentrieren, sie können selbst der Maßstab für ihre

Leistungen sein und müssen – sensibilisierte LehrerInnen vorausgesetzt – nicht gegen das ihnen qua Geschlecht anhaftende „Schwachsinnsvorurteil“ ankämpfen. Bei Jungen fiele der Druck weg, sich vor den Mädchen produzieren zu müssen, und sie müßten selbst für ein diszipliniertes Unterrichtsklima sorgen. Kurz gesagt: was die Mädchen fördert, nützt auch den Jungen – nur umgekehrt gilt das nicht.

Den ungeschriebenen, aber wirksamen „heimlichen Lehrplan“ gibt es im Schulsystem von Ost und West. Kurz lassen sich seine Lerninhalte so zusammenfassen: Mädchen, strebe nicht nach der Macht; begnüge dich mit dem Mittelmaß, sei angepaßt, mach es so wie alle anderen, schlage nicht über die Stränge. Die Folgen dieser jahrelangen Lehre sind unter anderem: Das Berufswahl-



spektrum von Mädchen ist trotz gemeinsamer und angeblich so „gleicher“ Erziehung sehr eng und konzentriert sich auf niedrig dotierte Branchen und Positionen. Frauen sind in Führungspositionen stark unterrepräsentiert, eine Reflexion über die Rolle von Männern als Partner, Ehemänner und Väter findet nicht statt, am männlichen Maßstab und entsprechend an der Mär von den weiblichen Defiziten wird weiter festgehalten. Unterrichtsmaterialien sind sexistisch und bieten kaum Identifikationsmöglichkeiten jenseits der tradierten Geschlechterrollen und Familienklischees, Jungen erhalten 60 % der Aufmerksamkeit der Lehrkraft, sie wer-

den eher angesprochen, gefördert und in ihren Leistungen bestärkt. Die in der Schule angewandten Unterrichtsmethoden sind an den Interessen der Jungen orientiert. Kompetenzen der Mädchen werden nicht herausgehoben, nicht positiv bestärkt, sondern für selbstverständlich, also für nicht erwähnenswert gehalten. Mädchen werden für komplementäres Verhalten belohnt: als sozialer Puffer für die undisziplinierten Jungen, wenn es um Fleiß, Sorgfalt und Ordnung geht (Tafeldienst und Führen des Klassenbuches zum Beispiel). Für Erfolg und Mißerfolg werden je nach Geschlecht unterschiedliche Maßstäbe verwendet. Damit wird das Problem er-

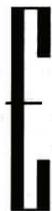
klärbar, daß die nachweislich besseren Leistungen von Mädchen in der Schule sich nicht - wie man annehmen müßte - in ein entsprechend starkes Selbstbewußtsein umsetzen lassen: Jungen werden für ihre intellektuelle Leistung gelobt, beanstandet werden bei ihnen meist nur fehlende Sekundärtugenden wie Fleiß, Ordnungsliebe, Sauberkeit oder Pünktlichkeit. Die dem Selbstwert dienliche Botschaft für die Jungen lautet: Du könntest, wenn Du nur wolltest ... " Mädchen werden dagegen wesentlich seltener gelobt, und wenn, dann für Anstrengung, Sorgfalt und Fleiß, und nicht für geniale Einfälle oder intellektuelle Leistungen, die man ihnen sowieso nicht zutraut. Der Maßstab für Mißerfolg ist bei Mädchen mangelnde Intellektualität: Die Botschaft für Mädchen lautet: Bei allem Fleiß, es hat eben nicht gereicht. Das Mädchen bekommt also eine negative Ich-Botschaft: Trotz meiner Bemühungen habe ich es nicht geschafft, also muß es an mir liegen. Ich muß dumm sein. Vorurteile wie z.B., daß Mädchen in Naturwissenschaften nicht gut sein können, wirken sich in der Notengebung so aus, daß z. B. im Fach Physik die Unterrichtsnoten von Mädchen bei Lehrerwechsel grundsätzlich um zwei Notenstufen absinken, und sich erst dann wieder auf das vorherige Niveau einpegeln, wenn die Mädchen genügend Zeit hatten, das Vorurteil „Mädchen können in Physik nicht gut sein“ zu entkräften.

Was muß passieren, um die Chancengleichheit von Mädchen in der Schule nachhaltig zu erhöhen? Lehrkräfte müssen für den „heimlichen Lehrplan“ sensibilisiert werden. Ihnen müssen

Orte und Methoden der Selbstreflexion angeboten werden. Sie müssen Handreichungen erhalten, die ihnen neue Wege zu einer Praxis der gleichberechtigten Erziehung weisen. Lehrerinnen und Lehrer sind aber auch selbst gefordert, ihr Verhalten im Unterricht kritisch zu reflektieren und neue Wege zu gehen. Es müssen umfassende Maßnahmen ergriffen werden, um in der Schule nicht länger die Nachrangigkeit des weiblichen Geschlechts zu reproduzieren. Die Schule muß ihren Grundsatzauftrag zur Verwirklichung der Chancengleichheit von Mädchen ernstnehmen und den innovativen Umgang mit der Geschlechterproblematik in der Lehreraus- und -fortbildung verbindlich verankern. Es kann nicht sein, daß auf Fortbildungen zum Thema Geschlechtererziehung grundsätzlich immer dieselben (weiblichen) Lehrkräfte erscheinen, die sich dadurch auch noch als „Emanze“ outen müssen, und alle anderen dieses Thema, das sich strukturell durch die gesamte Schulpraxis zieht, weiterhin ignorieren können. Veränderungen müssen bei beiden Geschlechtern ansetzen und dürfen vor hergebrachten Strukturen im Schulsystem nicht haltmachen. Teilweise getrennter Unterricht bietet sich vor allem für die naturwissenschaftlichen Fächer als Möglichkeit an, die Begabungen von Mädchen endlich adäquat zu fördern und die Dominanz von Jungen in ihren Auswirkungen zu beschränken. Eine Revision aller Schulbücher in antisexistischer und antidiskriminierender Perspektive bietet sich anlässlich des durch die Rechtsschreibreform ins Haus stehenden Neudrucks der meisten Schulbücher nachgerade an. Mädchenschulen sind

in der Regelförderung zu halten, ebenso ist das Angebot an Ganztagschulen auszuweiten. Die Bildungspolitikern müssen in die Pflicht genommen werden, sich für die Umsetzung der Chancengleichheit im Schulsystem einzusetzen. Der Unabhängige Frauenverband plädiert darüberhinaus für die Einführung von „Geschlechtererziehung“ als eigenständigem Schulfach, um für eine umfassende Reflexion über die Kategorie Geschlecht im Schulalltag einen der Komplexität des Problems angemessenen Raum zu schaffen. Die Schule muß endlich ihren Teil dazu beitragen, den Traum von der Welt, in der keineR nach Geschlecht oder Lebensweise diskriminiert wird, zu verwirklichen. ♀

Die Dokumentation der Fachtagung „Schule aus Frauensicht“ kann gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- zuzüglich Versandkosten bestellt werden bei: Unabhängiger Frauenverband e.V., Bundesgeschäftsstelle, Anklamer Str. 38, 10115 Berlin, Tel. 030 / 44 34 12 03, Fax 030 / 4 48 55 42.



EMANZIPATION ODER ZWANG?

*Ulrike Gramann
Germanistin*

*Annerose Gündel
Historikerin*

Oder: Wie frau vor lauter Wald die BäumIn nicht sieht

„Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik“¹: Der Buchtitel lockt – doch wird die rhetorische Frage, wie rhetorische Fragen dies an sich haben, nicht beantwortet. Waren „Emanzipation“ und „Zwang“ die beiden, einander ausschließenden Alternativen der Lebenswirklichkeit von DDR-Frauen?

Ursprünglich hieß Heike Trappes soziologische Dissertation, entstanden als Teil des Projektes „Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, „Selbständigkeit – Pragmatismus – Unterordnung“. Diese drei Worte beschreiben viel besser die Ismusse staatlicher Politik, die Trappe herausarbeitet: Pronatalismus, Pragmatismus, Zentralismus, Perfektionismus, begleitet von Erwerbszentriertheit und Irreversibilität. Sie war schlecht beraten, den Titel für die Buchveröffentlichung zu ändern.

Heike Trappe möchte ein detailliertes Bild der Lebensrealität verschiedener DDR-Frauengenerationen im „Spannungsverhältnis“ von Familien- und Erwerbsarbeit zeichnen. Wir meinen,

der hypothetische Ansatz dafür hätte sein müssen, daß Frauen im DDR-Patriarchat mit Hilfe einer lediglich spezifischen Variante von Arbeits- und Sozialpolitik ausgebeutet und funktionalisiert wurden. Die Bedingungen der DDR brachten weiterhin ein besonderes Bewußtsein von Frauen hervor, ohne daß die Herrschenden das jenseits verbaler Erklärungen beabsichtigt hätten. Daran schreibt die Autorin vorbei. Brav und frei von patriarchatskritischen Momenten verdient solche systemkonforme Arbeit zu Recht die Otto-Hahn-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft, die sie erhalten hat.

Die Arbeit problematisiert nicht im Ansatz, daß Frauen unterschiedliche Lebensentwürfe haben und diese auch leben oder zu leben versuchen. Lebensentwürfe, in denen Frauen sich gegen die Ehe, Kinder, männliche Partner entscheiden, kommen nicht vor, als wäre eine solche Entscheidung ohne Relevanz, ein unglücklicher Umstand vielleicht. Wurden diese Alternativen schlicht vergessen? Dabei war zumindest eine dieser „Gegen“-Entscheidungen ab Mitte der siebziger Jahre fast die Regel: etwa die Hälfte der Mütter blieb unverheiratet. Zudem halbierten sich zwischen 1971 und 1989 die Geburtenzahlen: Frauen entschieden sich für ein Leben mit weniger Kindern oder ohne Kinder.² Warum haben sie das getan? Reaktion oder bewußte, vielleicht autonome Entscheidung? Ohne diese Frage bleibt Glaubenssache, was wir gerne genau wüßten. Dabei ist unsere Frage aktuell, ist doch die bundesdeutsche Gesellschaft trotz aller Anstrengungen konservativer Politiker auf dem gleichen Wege.

Die Arbeit entstand unter Nutzung von Interviews im Rahmen des oben genannten Projekts. Ein wenig mehr Aufmerksamkeit und Empathie für den soziologischen Gegenstand – die Frauen – hätten wohl zu der Frage geführt, ob Frauen, die, wie Trappe feststellt, einer staatlicherseits erzwungenen Erwerbstätigkeit unterlagen, je die fehlende Wahl für ein Leben als nicht erwerbstätige Hausfrau bedauerten. Die Herrschenden waren klug genug, über Mittel nachzudenken, mit denen sie verheiratete Mütter dazu bringen konnten, ihre Arbeitskraft der sozialistischen Produktion zur Verfügung zu stellen.³ Heute, da der „Arbeitsmarkt“ den staatlichen „Zwang“ zur Erwerbsarbeit ersetzt hat, stellen Politiker aus der früheren BRD bei DDR-Frauen eine angeblich „abnorme Erwerbsneigung“ fest. Außer Zwang nichts gewesen? Täglich zur Arbeit zu gehen und Teile der Freizeit mit KollegInnen zu verbringen, ist für DDR-Frauen ein Ritual des Alltags gewesen, und soweit wir uns erinnern, sind gerade in Kollektiven von Frauen tragfähige soziale Beziehungen entstanden.

Trappe untersucht die Gleichstellungspolitik der DDR und möchte die tatsächlich erzielte Gleichstellung von Frauen und Männern im Erwerbssystem der DDR analysieren. Doch isoliert sie diese Frage unnötigerweise von anderen Fragestellungen. Sie untersucht Frauen- und Familienpolitik, ohne zu beachten, daß es um patriarchale Politik geht. Und sie überträgt in der kapitalistischen Marktwirtschaft entwickelte Begriffe der Soziologie und Politologie einfach so auf staatssozialistisch organisierte Gesell-

schaften. Dabei sollte frau gerade mit scheinbar klaren Begriffen sorgfältig umgehen. „Familienarbeit“ etwa leisten außer Müttern auch weibliche Kinder und Jugendliche sowie ältere, unverheiratete und kinderlose Frauen, und sie beinhaltet mehr als die Erziehung von Kindern. Dies am Rande.

Die historischen Ausgangspunkte der Autorin erlauben eine nur undifferenzierte Sicht auf Bestrebungen von Frauen, durch Arbeit Geld zu erwerben. Laut Trappe besteht eine Voraussetzung für die ökonomische und soziale Entwicklung der Industriegesellschaft in der Trennung bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Reproduktionsarbeit sowie in der Zuweisung der Reproduktionsarbeit ausschließlich an Frauen. Die bürgerliche Mittelschicht hat diese Trennung tatsächlich exerziert, und das Ideal biederemännlicher Patriarchen aller Schichten ist es, sich eine nicht erwerbstätige Hausfrau zu halten. Die räumliche und zeitliche Trennung der Erwerbsarbeit vom Bereich der Reproduktion erschwert es Frauen ganz erheblich, an der Erwerbsarbeit teilzunehmen.⁴

Doch ist dies kein Naturgesetz, sondern gilt genau so lange, wie Frauen die sogenannte Reproduktionsarbeit allein leisten, so lange, wie die Erwerbsarbeit keinen zeitlichen und organisatorischen Wandel erfährt. Die nichterwerbstätige Frau in der monogamen Kernfamilie ist die Kolonie ihres Ernährers, aber der Domestizierungserfolg des Patriarchats war in keiner Phase so groß wie in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes und dank Wuermeling auch bald in der Bonner Republik: Frauen

sollten gebären und die Arbeitsplätze für Männer freimachen. In den Phasen davor und danach sind Frauen nicht allein im Proletariat in nennenswertem Umfang erwerbstätig gewesen. Sie blieben als billige und belastbare Arbeitskräfte oft auch nach der Eheschließung und Familiengründung interessant.

Wenn Trappe unhinterfragt von der „tendenziellen Unvereinbarkeit“ von Familien- und Berufsarbeit spricht, ist sie schon in die Falle des Patriarchats getappt. Sie erwägt als Lösung nicht – geschweige daß sie es forderte –, daß die Reproduktionsarbeit von Männern und Frauen gleichermaßen übernommen wird und daß dies gesellschaftlich anerkannt wird. Immerhin konstatiert sie, daß die Annäherung an Berufs- bzw. Reproduktionsarbeit ungleichzeitig und ungleich verläuft – Frauen sind stärker in die Erwerbsarbeit eingedrungen als Männer in die Familienarbeit. Das hat aber Gründe. Warum sollten Männer sich einen unbezahlten, aus ihrer Sicht unattraktiven und gesellschaftlich minder- oder unbewerteten Arbeitsbereich aneignen? Frauen dagegen haben viele Gründe, die Teilnahme am Berufsleben zu suchen. Die Erfahrung der DDR bewegt uns zu einer radikalen Forderung: der Neuverteilung der Arbeit in der Gesellschaft.

Wie die theoretischen, sind auch die historischen Passagen in Trappes Buch wenig befriedigend. So bemerkt sie leider nicht, daß unter bevölkerungspolitischen Absichten bereits das Mutterschutzgesetz von 1950 um ein erneutes Abtreibungsverbot herum gebastelt war. Daß erst unter Honecker 1972 ein Paradig-

menwechsel eingetreten wäre, mit dem Frauen nunmehr im Sinne der SED-Bevölkerungspolitik funktionalisiert worden wären, entbehrt daher jeder Logik. Zu welchem Zeitpunkt gab es in der DDR – und wo sonst eigentlich? – eine emanzipatorische Frauenpolitik, die nicht vorder- und hintergründig Arbeitsmarkt- und Bevölkerungspolitik gewesen wäre?

Der umfangreiche Kohortenvergleich, der den größten Teil der Untersuchung ausmacht, die Bleiwüste der Daten ruft förmlich nach der (feministischen) Interpretation, die wir vermissen. Die Thesen, die die Autorin aus – besser neben – ihren Daten entwickelt, folgen einer gewissen Logik, doch warum diese und keine andere Deutung richtig sein sollte, konnte sie uns nicht einsichtig machen. Wir zeigen Beispiele: Nach Trappe ging in der DDR die Trennung von Familien- und Berufsarbeit von einer Aufeinanderfolge in den Lebensphasen von Frauen zur Synchronisierung beider Bereiche über. Das mag richtig sein, doch liegt es allein an der DDR-Familienpolitik? Man kann diese Tendenz auch als Folge einer Nivellierung sozialer Unterschiede deuten oder als Folge des gewachsenen Bildungsniveaus bzw. Ausbildungsstandes von Frauen.

Handlungsstrategien von Frauen seien aufgrund der Institutionalisierung des Lebens durch den Staat im Verlauf der DDR-Geschichte gleichförmiger geworden, es habe jedoch auch „eigentümliche Gegentendenzen“ gegeben. Zu Anfang der DDR seien die Handlungsalternativen zahlreicher gewesen, ohne daß die Frauen selbstbestimmt gelebt hätten.

(Vater-)Staat hat übernommen, was zuvor die Familienväter repressiv ausübten – Vereinheitlichung, Funktionalisierung. Eine Existenz von Alternativen macht noch nicht, daß Frauen sie selbstbewußt nutzen. Wir vermissen die Frage, in welcher Weise abweichende Lebensentwürfe von Frauen mit politischer Dissidenz korrelierten.

Die „sukzessive Verregelung“, die laut Trappe die sechziger und siebziger Jahre geprägt hat, habe Ende der siebziger Jahre aufgrund größerer sozialer Sicherheit eine „Pluralisierung und Enttraditionalisierung privater Lebensformen“ eröffnet. Zu diesem Zeitpunkt wurden Frauen erwachsen, die Anfang der sechziger Jahre geboren sind und die ökonomische Selbständigkeit ihrer Mütter miterlebt haben. Vielleicht war es das dadurch entstandene Bewußtsein weiblicher Autonomie dieser jungen Frauen, das zur „Enttraditionalisierung“ führte. Hier hätten wir uns weniger Aufmerksamkeit für den Staat, dafür mehr für die Frauen gewünscht.

Im übrigen diskutiert Trappe nur die heterosexuelle Lebensweise mit Kindern. Während der DDR-Staat Alleinerziehende tolerierte und das unverheiratete Zusammenleben von Paaren mit Kindern in gewisser Weise respektierte, wurden andere weibliche Lebensformen abgewertet (Kinderlosigkeit) und ignoriert bis reglementiert (lesbische Lebensweise).

Problematisch ist die Erklärung kausaler Zusammenhänge durch die Studie. So wird behauptet, daß „institutionalisierte Vereinbarungsstrategien“ und in den Betrieben vorhandene Erwartungen an die Frauen bewirkt haben sollen, daß

diese ihre individuelle Lebensgestaltung zunehmend einem Konzept der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zuordneten. Mag sein. Denkbar ist aber auch, daß Frauen selbstbewußt alle Möglichkeiten, berufstätig zu sein, nutzten, weil ihnen ökonomische Eigenständigkeit und damit verbundene persönliche Freiheiten Doppel- und Mehrfachbelastungen wert waren, obwohl Männer ihre Strategien zu Vermeidung häuslicher, kinder- und Altenpflegerischer Arbeiten nicht aufgaben. Daß Frauen weiterhin informelle Strukturen und Beziehungsgeflechte entwickelten, um Beruf, Partnerschaft und Familie in Einklang zu bringen, spricht eher für einen solchen Zusammenhang. Daß diese Nischen durch den Staat nicht kontrolliert worden seien, stellt die Autorin fest. Aber wenn er es schon gekonnt hätte – denn auch in autoritären Staaten bleiben Nischen frei von staatlichen Zugriffen –, warum sollte der Staat Anstrengung auf etwas verwenden, was ihm zupafß kam? Indem Frauen Teile der Kinderbetreuung auf andere Frauen (Großmütter, Freundinnen) verlagerten, reagierten sie auf Funktionsdefizite der offiziellen Struktur.

Vater DDR-Staat gab seinen Töchtern: Versorgung, wenn sie sich politisch bevormunden ließen, soziale Sicherheit, wenn sie sich politisch dankbar erwiesen. Wir wünschen uns eine wissenschaftlich fundierte Kritik des bürgerlich-patriarchalen Wertesystems, das unter dem Deckmantel des Neuen in der DDR weiterexistierte. Wir wünschen uns von einer Soziologin, daß sie die Perspektive der Frauen wählt, Heike Trappe jedoch gibt die Sicht der SED getreulich wieder.

Der eigentliche und dauerhafte Wert der Untersuchung liegt in der umfangreichen und wohlgeordneten Sammlung historischer und statistischer Daten, die der Forschung dank Heike Trappes Arbeit zur Verfügung stehen.

Einer These Heike Trappes stimmen wir gern zu, nämlich daß Frauen in der DDR erlebt haben, daß es möglich ist, qualifizierte Berufstätigkeit und Familie in einem Leben unterzubringen. Dies ist Bestandteil ostdeutscher weiblicher Mentalität. Die Erfahrung zahlreicher Frauen, der ökonomischen Abhängigkeit von Männern entgehen zu können, wirkt weiter in unserer nur im Westen utopisch wirkenden Erwartung an die Gesellschaft: Wir wollen ökonomische Unabhängigkeit durch sinnerfüllte berufliche Tätigkeit. Die staatsbürgerliche und politische Freiheit und die Freiheit in der Wahl unserer Lebensweise wollen wir sowieso.

Anmerkungen:

¹ Heike Trappe, Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik, Berlin: Akademie Verlag, 1995, 242 S., 64 DM.

² Vgl. Statistisches Jahrbuch der DDR 1990, Berlin: Haufe Verlag, 1990, S. 420.

³ Glänzende Beispiele dafür liefert Kirsten Thietz (Hg.), Ende der Selbstverständlichkeit? Die Abschaffung des § 218 in der DDR. Dokumente, Berlin 1992.

⁴ Ausführlich bei Maria Mies, Patriarchat und Kapital, Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, Zürich: rotpunktverlag, diverse Auflagen. Ein Hinweis auf dieses Standardwerk fehlt bei Trappe. ☹

R EZENSION

Ines Koenen

Theaterwissenschaftlerin

Samirah Kenawi: Frauengruppen in der DDR – Eine Dokumentation – Berlin 1995, Herausgegeben von GrauZone (Dokumentationsstelle zur nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR)

Die Verfasserin der vorliegenden Dokumentation hat es sich zur Aufgabe gemacht, einen Beitrag zur ostdeutschen Frauengeschichtsschreibung leisten zu wollen. Dieses Buch, projektgefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, umfaßt fast 500 Seiten und hat als Betrachtungszeitraum die achtziger Jahre und als Schwerpunkt die kirchlichen Frauengruppen und Initiativen gewählt. Die Geschichte der ostdeutschen Frauenbewegung zu erforschen, ist eine Aufgabe, die einer Neulandbesiedlung gleichkommt und ist somit ein weites Feld für Frauen, die diesen Mosaikstein der Geschichte der DDR bearbeiten wollen. Gleichzeitig machen der Mangel an verwertbaren Quellen und die noch fehlenden theoretischen Grundlagen über das „Lernobjekt DDR“ es historisch arbeitenden Frauen auch schwer, sich dem Gegenstand zu nähern. In diesem Zusammenhang ist diese Materialsammlung, die einen kleinen Einblick in die Heterogenität der „Szene“ in den achtziger Jahren bietet, ein wertvoller

Beitrag für die weiterhin zu leistende zeitgeschichtliche Forschung.

Die Dokumentation ist in vier Teile gegliedert – im ersten wird eine Einleitung und ein Überblick über den zu betrachtenden Zeitraum gegeben, im zweiten Teil wird versucht, über Entwicklungen und Strömungen der nichtstaatlichen Frauenbewegung einen Überblick zu geben, der dritte umfaßt den dokumentarischen und somit größten Teil – und abschließend wird eine Chronik der nichtstaatlichen Frauenbewegung geliefert.

In der Einleitung betont die Herausgeberin, auf wertende oder nur berichtende Geschichtsschreibung verzichten zu wollen, um jeder Kategorisierung vorzubeugen: „Der Widerspruch nachträglicher Kategoriebildung im erinnernden Bericht und tatsächlich ablaufender Geschichte, kann nur durch Verzicht auf den Bericht oder durch die Relativierung des einen Berichts durch andere aufgehoben werden.“ (S.7) Der/dem interessierten Leser/in wird es hiermit überlassen, ob und in welcher Weise sie/er die Spezifik nichtstaatlicher Frauengruppen selbst einschätzen kann. Die im dritten Teil des Bandes abgedruckten Dokumente, die die Gruppen in eigenen und fremden Texten vorstellen, sind dabei ein kleiner Wegweiser. Die Dokumente sind vielfältig, teilweise lesenswert und nach Regionen angeordnet. Sie reichen von der Selbstdarstellung feministischer Arbeitskreise, über eine Notiz zur Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes bis zu Selbstzeugnissen einzelner Frauen, politischen Manifesten und Chronologien der verschiedenen Gruppen.

Die Dokumente geben einen Einblick in die Arbeit der unter dem Dach der Kirche in der DDR entstandenen Frauengruppen und -initiativen. Neben den regionalen Schwerpunkten wie Berlin, Weimar und Halle kristallisiert sich auch eine inhaltlich-programmatische Prägung der Szene durch lesbische Gruppen heraus. Interessant ist hierbei, daß diese „Lebensweise“-Gruppen mehrheitlich denjenigen gegenüberstanden, die feministisch oder theologisch gearbeitet haben. Durch die Konzentration auf kirchliche Gruppen bleiben andere frauenspezifische Zusammenschlüsse wie Teams von Wissenschaftlerinnen, Künstlerinnen u.a. unberücksichtigt, die aber einen nicht unwesentlichen Teil des emanzipatorischen Potentials der DDR (Intellektuellen) darstellten. Ausgehend von vorliegendem Material wäre für die weitergehende Forschung interessant, welche inhaltlichen Prämissen die Gruppen unter dem Dach der Kirche mit ihrer Familienmoral und der DDR mit ihrer Familienpolitik setzten. Dies wäre ein möglicher Ansatz, um bewerten zu können, wie und weshalb Frauengruppen gerade/trotz in der Kirche entstanden sind und welchen politischen Wirkungsgrad sie entfalten konnten. Eine solche Sichtweise könnte eine Grundlage für die Einschätzung der politischen Relevanz dieser Gruppen auch in ihrem Verhältnis zum übrigen oppositionellen Spektrum der DDR darstellen.

Die Einleitung beginnt mit einer Beschreibung der Spezifik der Frauenbewegung und zitiert dabei aus z.T. soziologischen Veröffentlichungen aus dem letzten Jahrzehnt, die sich mit dem

Thema DDR-Frauenbewegung beschäftigt haben. Der dabei gewählte zeitliche Abschnitt des Betrachtungszeitraums ab 1980 ist der zeitgeschichtlich intensivste, aber auch unübersichtlichste. An dieser Stelle wäre eine (von der Autorin vermiedene) Kategorisierung bzw. Systematisierung angebracht gewesen, um der/dem Rezipienten/in eine grobe Orientierung in diesem ausgewählten Abschnitt von DDR-Geschichtsschreibung zu ermöglichen.

Im Kapitel über „Politische Handlungsräume in der DDR – Versuch der Rekonstruktion eines Kontextes“ wird als Beispiel für die Enge und Beschränktheit politischer Handlungsräume aus der „Verordnung über die Durchführung von Veranstaltungen“ in der DDR zitiert (S. 10 ff.). Die zitierten Passagen dieser Verordnung liefern in ihrer Banalität verblüffende Aufschlüsse über die weitreichende behördliche Praxis in der DDR und die politische Wirksamkeit „einfacher“ Bestimmungen und Verordnungen.

„Dabei war das Verhältnis Gruppen – Staat widersprüchlich, der Staat war Gegner und Gesprächspartner zugleich, gefürchtet als Allmacht und gefordert als Dialog.“ (S. 12) Die Einschätzung der Autorin des Verhältnisses der Gruppen zum Staat ist einerseits treffend beschrieben, andererseits bleibt uns die Verfasserin an dieser Stelle aber auch einige Beispiele (bspw. in den Dokumenten) schuldig, die diese These untermauern würden.

In diesem Kapitel über die politischen Handlungsräume (S. 10 ff.) nimmt die Autorin eine Trennung zwischen



*Frauenblock auf der Demonstration
am 4. November 1989 in Berlin*



„sichtbaren staatlichen Organen“ und „unsichtbaren staatlichen Organen“ vor. Während die „sichtbaren staatlichen Organe“ als bekannt vorausgesetzt werden (was man/frau bei Ost-LeserInnen durchaus tun kann), ist als „unsichtbares staatliches Organ“ das Ministerium für Staatssicherheit benannt. Diese Trennung ist m. E. ein künstlicher und falscher Widerspruch, der den Eindruck entstehen läßt, daß es (nur) unter dem Dach der Kirche unbeeinflusste, autonome Räume gab. Daß dies in keiner Phase der DDR der Fall war, war bekannt und ist inzwischen durch zahlreiche Publikationen nachgewiesen. In das Kapitel der politischen Handlungsräume fällt auch die Frage, welche

frauenspezifischen Ansätze und -bewegungen in den oppositionellen Gruppen entwickelt waren und mit den in der Broschüre aufgeführten kirchlichen Gruppen korrespondierten oder nicht.

Die Dokumentation ist mit einigen Photos angereichert worden, die die zahlreichen Gruppen ausschnittsweise wiedergeben. Die Photos sind mit Bildunterschriften versehen, die aber meist ein Kommentar oder eine Erklärung sind, aber nicht die abgebildeten Personen kennzeichnen. Dies ist m. E. ein großer Mangel und führt zu Fehlinterpretationen und Falschaussagen, wenn z.B. bei der Bildunterschrift zum Gründungskongress des UFV steht:

„Auf dem Podium des Gründungskongresses des UFV sitzen noch alle nebeneinander: Bewegungsfrauen, Stasimitarbeiterinnen, Parteifrauen, Newcomerinnen.“ Soll hier der/dem/Leser/In die Zuordnung überlassen sein, während die Autorin, ausgestattet mit Insiderwissen, eine Konkretisierung vermeidet? Einer Dokumentation mit halbwissenschaftlichem Anspruch sollten solche Ungenauigkeiten nicht passieren, da sonst ihr seriöser Anspruch verloren geht.

Abschließend wäre zu sagen, daß für interessierte LeserInnen der vorliegende Band sicher eine interessante Materialsammlung ist, daß die Leserin sich aber selbst die Mühe machen muß, verwertbare Erkenntnisse mitzunehmen. Das Material ist sicher ein wichtiger Beitrag zur Aufarbeitung dieser Zeit und dieses spezifischen geschichtlichen Abschnitts und wird, wenn es dann zeitgeschichtlich (und auch feministisch) beurteilt ist, sich in andere Publikationen zur DDR-Geschichtsschreibung einordnen können. ♀

Foto links oben: „Lesben in der Kirche“ von Berlin auf der Berliner Friedenswerkstatt 1985

Kontakt:
Grauzone, Brunnenstraße 196, II.
Quergebäude, 10119 Berlin,
Tel.: 030 / 280 61 87; Fax.: 030 / 280 61 85,
Preis: 15,- DM

R
EZENSION

Ricarda Musser
Informationswissenschaftlerin

Sussman, Susan: Die Zeit ohne Sarah.
Berlin: Knaur, 1993.

„Man kann doch nicht einfach mitten im Kochen das Rezept ändern“, meint Asher Rose, Suppenfabrikant im Ruhestand und seit 25 Jahren treusorgender Ehemann und Vater, als seine Frau Sarah gerade am Tage seines Rückzuges aus dem Arbeitsleben einen Fulltimejob annimmt. Damit ändert sich das Eheleben der Roses von Grund auf, und Ärger und Mißverständnisse sind vorprogrammiert. Sarah, die jahrelang hingebungsvoll für Haushalt und Familie dagewesen ist und ihre beruflichen Verpflichtungen möglichst weit von Mann, Kindern und Mutter ferngehalten hat, bekommt die Chance, als Kostümbildnerin für einen Film zu arbeiten.

Damit sind die Rollen irgendwie vertauscht: Sarah arbeitet 25 Stunden am Tag und Asher wird zu Hause von einer grauen Depression verfolgt, die sich nach dem Tode seines besten Freundes ins Unendliche steigert. Eine Ehekrise droht und beginnt, verheerende Ausmaße anzunehmen.

Statt der gemeinsamen Weltreise, von der Asher seit Jahren träumt, kann Sarah ihn schließlich überreden, allein nach Europa zu fliegen. Auch das ist ein Teil

des Rollentauschthemas des Buches, denn während Asher dabei war, sein Unternehmen aufzubauen, hat Sarah zwei Jahre lang im Ausland Kunstgeschichte studiert.

Spätestens hier wird das zentrale Anliegen des Romans deutlich: Wie schafft frau/man es, sich nach jahrzehntelang erprobten Wegen neuen Anforderungen zu stellen und inwieweit können „umgekehrte“ Situationen dazu beitragen, Verständnis für den/die andere/n zu entwickeln?

Mit Humor und Feingefühl für kleine und größere Schwächen nähert sich Sussman in ihrem zweiten Roman dieser Thematik und läßt dabei keinen Lebensbereich aus: Beruf, das Organisieren der Freizeit, den Umgang mit der Verwandtschaft und neue sexuelle Erfahrungen.

Mit Sympathie schildert sie Sarahs und Ashers Suche nach neuen Verhaltensmustern in für sie unbekanntem Situationen.

Bei so vielen guten „Zutaten“ kann man/frau ruhig darüber hinwegsehen, daß sich die Situationen, in die Sarah und Asher gestellt werden, manchmal etwas zu abrupt entwickeln, daß sich die Motive der handelnden Personen hin und wieder etwas schwer erschließen lassen. Aber, wie dem auch sei, letzten Endes ist Sarah in der Lage, Ashers verwöhnten und unselbständigen Geschwistern Paroli zu bieten, und Asher verwendet Zeit und Energie darauf, Sarahs Mutter bei einem Neuanfang nach mehreren überstandenen Krankheiten zu unterstützen.



Schließlich sind Sarah und Asher trotz (oder wegen?) der getrennt verbrachten Zeit mit ihren neuen Möglichkeiten und Einschränkungen immernoch ein glücklich verheiratetes Paar, dessen Respekt voreinander am Ende des Romans um ein vielfaches gewachsen ist.

Alles in allem: eine schöne Geschichte, eine humorvolle Anleitung für den toleranten und nachsichtigen Umgang mit Schwächen und das engagierte Angehen von Krisen ... und damit beinahe schon ein Märchen der 90er Jahre. ♣

HR AN UNS

**Christian Spoden,
Mannege e.V., Berlin**

Liebe Annette,
im Juli und August dieses Jahres batest Du mich um ein telefonisches Gespräch zu der Frage „Was Männer über Frauen denken“. Auch wenn mir diese Fragestellung in ihrer Allgemeinheit merkwürdig vorkam, ließ ich mich doch auf ein Gespräch ein, zumal die Fragen dann konkreter wurden. Es folgte ein etwa 30-40minütiges Telefongespräch, daß einem ‚tour d’horizon‘ ähnelte und von Dir mitgeschrieben wurde. Ich hatte durch die Nachfragen von Dir und Deine eigenen Bemerkungen das Gefühl, mit meinen Ausführungen verstanden worden zu sein.

Leider belegt der nun vorliegende Beitrag das Gegenteil. Da ich als Mitarbeiter einer Beratungsstelle und in mehreren Projekten engagierter Mann in der Öffentlichkeit stehe und mit diesem Beitrag Öffentlichkeit hergestellt wird, sehe ich mich veranlaßt, zu dem Abdruck im Weibblick, Heft 27, Seiten 34/35, Stellung zu nehmen:

1. Bei dem Text handelt es sich um eine sinnentstellende Ansammlung von Verkürzungen und aus dem jeweiligen Kontext herausgenommenen Aussagen. Der aufmerksamen Leserin

wird nicht entgehen, daß einzelne Sätze ohne Zusammenhang aneinandergesetzt wurden. Fragen, wie die zweite, sind so überhaupt nicht gestellt worden.

2. Ich bin nicht der Autor dieses Textes, so wie es die Kopfzeile suggeriert und es das Impressum richtig: das Inhaltsverzeichnis, die Red.) falsch angibt.
3. Der Text ist von mir nicht autorisiert. Er wurde mir nicht zur Korrektur vorgelegt und findet in der Gesamtheit meine Mißbilligung.
4. Das eingefügte Foto legt den Schluß nahe, daß es sich bei den dort abgebildeten um meinen Sohn und mich handelt. Was wiederum heißt, daß ich mich in dieser Art für die Zeitschrift Weibblick ablichten lasse oder ein solches Foto zu Illustration zur Verfügung stelle. Beides ist abwegig.

Kurz: In diesem Text wird ein Bild von meiner Person und meinen Ansichten gezeichnet, welches nicht der Realität entspricht. Es ist nicht abzusehen, in welchem Ausmaß diese Darstellung gegen mich verwendet werden wird und mir so Schaden zufügt. Erste negative Reaktionen habe ich bereits erfahren müssen.

Ich mag nicht glauben, daß all dies von Dir als Verantwortliche beabsichtigt oder inszeniert war. Den Vorwurf, mir mit einem Mangel an journalistischer Sorgfalt geschadet zu haben, kann ich Dir nicht ersparen.

Für mich ziehe ich die Lehre, daß für Publikationen wie „Brigitte“ oder „Weibblick“ gleichermaßen gilt: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.

Mit freundlichen Grüßen!

*Lieber Christian Spoden,
ich war schon sehr überrascht, Deinen Brief aus dem Faxgerät zu ziehen. Nachdem sich meine Verblüffung etwas gelegt hatte und wir nochmals telefoniert haben, konnte ich Deine Vorwürfe besser verstehen, auch wenn ich sagen muß, daß das Gespräch tatsächlich stattgefunden hat, und ich mit nicht darüber bewußt war, genau diese Antworten aufgeschrieben zu haben, die Deiner Meinung nach aus dem Zusammenhang gerissen sind und damit mißverstanden werden können. Es war in keinster Weise von mir beabsichtigt, Dich in einer negativen Form darzustellen, zumal ich Deine Arbeit sowie die Arbeit von „Mannege“ sehr schätze und achte. Entschuldigung!*

Während unseres Gespräches am Telefon erhielt ich einen Einblick davon, wie hoch sensibel mit Aussagen von Personen, die im „Männer-Gewaltbereich“ arbeiten, umgegangen werden muß und das jedwede Form der Darstellungen und Illustrationen genau abzuwägen sind. Um auf das Problem mit den Fotos einzugehen – wir wählen unsere Sujets mit der Fotografin aus und können uns immer wieder nur „Genrebilder“ leisten, d. h., die Fotos sollen den Schwerpunkt des jeweiligen Heftes bzw. des Beitrages sinngemäß illustrieren – haben jedoch keinen authentischen Bezug! Das hat bisher schon einige Male zu Verwirrungen geführt – aus diesem Grund seit dieser Ausgabe der erklärende Satz im Impressum! Das Foto neben Deinem Text hatten wir als Ausdruck eines weichen, positiven, innigen Verhältnisses zwischen einem Vater und seinem Kind gesehen, denn das sollte es doch wohl auch noch geben! Annette Maennel

INFORMATIONEN

Ein Tag für Leyla Zana

Am 8. Dezember jährte sich zum zweiten Mal der Tag des skandalösen Urteils im Gesinnungsprozeß des türkischen Staatssicherheitsgerichts gegen Leyla Zana und weitere kurdische Parlamentsabgeordnete. Die vom Staatsanwalt verlangte Todesstrafe konnte damals dank internationaler Proteste zwar verhindert werden, doch soll Leyla Zana insgesamt 15 Jahre hinter Gittern verbringen – eine von tausend politischen Gefangenen.

Leyla Zana wurde wegen ihres Engagements für Freiheit und Frieden im kurdischen Teil der Türkei verurteilt. Mutig hatte sie sich trotz Folter und Verfolgung für eine politische Lösung des Kurdistan-Konflikts, für die Anerkennung der kurdischen Identität uns Sprache, für die Gleichstellung der Frau eingesetzt. Dafür wählte sie eine übergroße Mehrheit in Diyarbakir in das türkische Parlament. Auch wurde sie mit dem norwegischen Thoralf-Rafto-Preis für Menschenrechte, dem Aachener Friedenspreis, dem Sacharow-Preis des Europa-Parlaments für Menschenrechte, dem Rose-Preis des Internationalen Forums der dänischen Arbeiterbewegung ausgezeichnet und für den Friedens-Nobelpreis vorgeschlagen.

Weltweite Proteste, Hungerstreiks, Demonstrationen und Appelle reichten bisher nicht aus, um die türkische Regierung zum Einlenken zu bewegen. Leyla Zana ist weiter eingesperrt. Wir fordern von den Verantwortlichen der Türkei: Freiheit für Leyla Zana. Um Leyla Zana's Haftdauer abzukürzen, erklären wir uns bereit, ins Gefängnis von Ankara zu gehen und dort je einen Tag ersatzweise als Austauschgeisel für Leyla Zana einzusitzen.

1000 Frauen aus Deutschland und anderen europäischen Ländern haben in einem Appell die Freiheit für Leyla Zana gefordert und sich bereit erklärt, einen Tag im Austausch für die kurdische Abgeordnete Leyla Zana ins Gefängnis zu gehen.

Unter den 120 Erstunterzeichnerinnen aus der Frauenbewegung, aus Kultur und Politik: die Bundestagsabgeordneten Ina Albowitz (FDP), Angelika Beer (Bündnis 90/Die Grünen), Ulla Jelpke (PDS), Uta Zapf (SPD), die Europaabgeordneten Claudia Roth und Antoinette Fouqué (Vizepräsidentin der Kommission für Frauenrechte), die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung Cornelia Schmalz-Jacobsen, Helga Korthaase, Staatssekretätin, Senatsverwaltung Berlin. Aus dem Kulturbereich: die Schriftstellerinnen Benoute Groult, Heike Brandt, Daniela Dahn, die Liedermacherin Bettina Wegner, die Regisseurin Margarethe von Trotta, die Schauspielerinnen Renan Demirkan, Hanna Schygulla, die Professorinnen Ingrid Kurz-Scherf, Frigga Haug, Eva Kaufmann, Annette Kuhn, Luise Pusch...

Anfang Dezember werden zehn Frauen nach Ankara fahren, um die ersten 1000 Unterschriften unter dem Aufruf „Ein Tag für Leyla Zana“ dem türkischen Staatspräsidenten Demirel zu übergeben.

Kontakt:

Dr. Florence Hervé,
c/o WIR FRAUEN e.V.,
Rochusstr. 43. 40479 Düsseldorf,
Fon und Fax: 0211 / 678256

Anzeigen:

Ich (w/21) suche Künstlerinnenprojekt/-WG zum Mitaufbauen/Mitarbeiten oder Frauen zwecks Gründung eines solchen, in Richtung zusammen Wohnen/Austausch miteinander. Freue mich auch über jeden Dialog mit anderen Künstlerinnen. Chiffre: Kontakt

Die neue Zeitspirale ist da. Sie lebt von den kreativen Verbindungen unter Frauen und Lesben. Urgeschichte, Wandlung und Widerstand, Rhythmen und Astrologie begleiten dich durchs Hexenjahr, das am 1. November '96 beginnt. Dieser Frauentaschenkalender ist in den Frauenbuchläden in Augsburg, Bielefeld, Bochum, Braunschweig, Bremen, Frankfurt/Main, Gießen, Göttingen, Hamburg, Kassel, Kempten, Köln, Lüneburg, Mannheim, Minden, Münster, Oldenburg, Tübingen, Wuppertal sowie auch im Frauenmuseum Wiesbaden, beim Frauenbuchversand Wiesbaden oder für 14, 70 DM + Versand bei Zeitspirale, Eschenburgstr. 27b, 23568 Lübeck zu erhalten.